DVD
Der Mauerbau im DDR-Unterricht
46 02332

Interview mit Carsten Querner, ehemaliger Schüler, 17. Januar 2005

Die schattierten Bereiche sind als Videodokument im Videoteil der DVD abgelegt

1. Erinnerungen an die Stunde und die Schule

CQ: „Also, erinnern an die an die Stunde (kann ich mich) eigentlich nicht. Nur im Dunkeln kam mir, dass da vielleicht mal was gewesen war. Aber ich hab sowieso ein schlechtes Gedächtnis in mancherlei Hinsicht, dass ich mir Namen schlecht merken kann und andere Sachen weiß ich sehr gut. Da hab ich kein Problem mit. Also ich kann mir den Satz Pythagoras herleiten noch. Wenn meine Kinder heute Gymnasium elfte Klasse was fragen, dann mach ich mit denen Intervallrechnung, zaubere ich aus dem Hut raus. Die Sachen die kann ich perfekt, aber andere Sachen das vergesse ich einfach – ist nicht so wichtig für mich und die dränge ich dann, die lagere ich ab, weil ich soviel um die Ohren hab zur Zeit oder insgesamt und so da weiß ich nicht mehr soviel von."

HS: „Ist beinah dreißig Jahre her."

CQ: „Na ja, das außerdem. Und Schule hat mich na ja zu dem Zeitpunkt dann doch schon ein bisschen interessiert. Also bis zur achten lief das bei mir so nebenher. Dann gehen ja die anderen auf die EOS[1]. Denn war so die Elite weg gewesen bei uns, sechs, sieben sind glaub ich zur EOS gegangen, denn ..."

HS: „Da fing die EOS noch nach der achten an."

CQ: „Nach der achten, in der neunten fing die denn an, und da hatte ich dann vorher einen Schnitt von drei, also Mittelmaß, und plötzlich hatte ich dann nächstes Jahr einen Schnitt von 1,1. Also ich habe mich in jedem Fach um zwei Zensuren verbessert, weil die anderen waren weg und da wurde man gefordert so ein Stück, und da fing eigentlich erst Schule für mich an. Also ab der neunten Klasse. Das andere hat mich eigentlich nie interessiert und ich hab gesehen, dass ich gut durch komme. Das war eigentlich alles gewesen. Und nach der neunten kann ich sagen, fing Schule an."

HS: „Haben sie noch Erinnerungen an die Lehrerin Frau Betge?"

[1] EOS = Erweiterte Oberschule, zur Zeit der Aufnahme begann sie noch nach der achten Klasse und führte dann bis zur 12. Klasse zum Abitur. Später dann besuchten alle bis zur 10. Klasse die POS = Polytechnische Oberschule und die EOS schloss sich zweijährig daran an.

 © FWU Institut für Film und Bild

CQ: „Na dass sie ganz klein war und sehr nett. Das war die Klassenlehrerin unserer Parallelklasse, das weiß ich noch. Man konnte mit ihr gut reden, also das ist noch so eine Sache, die ich weiß, aber sonst, viel nicht."

HS: „Wir hatten noch gehört, dass sie irgendwie einzelne Schüler der Klasse außerhalb des Unterrichts noch besonders gefördert hat. Also so zu Carola eben gerade so …"

CQ: „Gut, Carola hatte ja nun, hatte ja bisschen privilegierte Eltern gehabt, die auch in der Schule irgendwo direkt auf einer höheren Ebene waren. Also die waren schon irgendwo – sie als Lehrerin und sie als Lehrerkind – da waren schon gleiche Hintergründe vorhanden gewesen. Von daher kann ich mir das vorstellen, aber bei mir war es nun nicht so gewesen. Ich hab ja politisch, wenn man so will, einen bisschen anderen Hintergrund gehabt. Mein Vater war früher bei der Verkehrspolizei gewesen, musste dann aber ´73 aufhören. Wurde er gedrängt, entweder sich von meiner Mutter scheiden zu lassen, oder die Westkontakte einzustellen."

HS: „Ihre Mutter hatte irgendwie Westverwandtschaft?"

CQ: „Meine, ja. Meine, äh ihre Schwester, ihre Mutter und so weiter das war hauptsächlich alles in Westberlin, war in Köln. Sie kamen ein, zweimal dreimal im Jahr rüber. Und die Kontakte bestanden. Und da kam massiv ´73 dieses … also das geht jetzt nicht als Polizist und er hat dann damit aufgehört, zur Familie gestanden, ist Taxifahrer geworden, einfacher Taxifahrer. Und wir haben weiter unsere Kontakte gehabt und ich hab natürlich zu Hause ein anderes Bild gehabt als das, was ich in der Schule gelernt gekriegt habe oder erzählen sollte mehr oder weniger."

2. Wie war das Leben als Schüler in der DDR?

HS: „Können sie da noch mal erzählen, wie das so funktioniert hat? Ich meine gerade als Berliner ist das ja `ne spannende Situation, wenn man im Unterricht etwas über die Entstehung der Mauer hört, die man selber kennt ja quasi und dann gleichzeitig eben ganz andere Sachen erlebt."

CQ: „Also das hat man als gelernter DDR-Bürger ziemlich schnell drin gehabt, dass man das sagte auf der einen Seite, was man – was sie hören wollten und auf der anderen Seite das tat zu Hause, was man immer tat. Ich meine, ich hab nicht so die Zeit mehr gehabt, wo… Meine Frau erzählt mir – die ist ein bisschen älter – , dass sie Probleme hatten, selbst mit Jeans in die Schule zu kommen. Das die denn zerrissen wurde oder dass, wenn man mit einem Plastebeutel kam, dass der dann zerschnitten wurde und alles rausfiel oder so was. Also so was hab ich nicht gehabt. War Berlin wahrscheinlich auch zu dicht dran an Westberlin, als dass man da hätte groß viel machen können ohne aufzufallen. Da hat man wahrscheinlich ein Stück sich

 © FWU Institut für Film und Bild

auch zurück gehalten. Natürlich haben sie in der Schule gewusst, dass ich auch irgendwelche Kontakte habe oder ich meine, damals war ich ja noch relativ klein und jung gewesen, aber das da auch was anderes hinter ist und aber letztendlich wollten sie immer das hören und damit waren sie zufrieden gewesen, sich zufrieden gegeben, dass einem vorgebetet wird so und wieder erzählt wird, dann reicht ihnen das erst mal."

HS: „Vielleicht auch so eine oberflächliche Möglichkeit der Widergabe."

CQ: „... wir können nach außen präsentiert, das ist eine Scheinwelt, die ist in Ordnung. Was so im tiefer unteren, das wollten wir gar nicht wissen. Dann müssten wir nämlich wahrscheinlich doch einige ausschließen aus den Reihen der Pioniere oder FDJler oder sonstiges."

HS: „Und das, das ging auch, also sie waren auch dann zu dem Zeitpunkt noch Mitglied bei FDJ..."

CQ: „Ich war Mitglied der FDJ. Ich hab auch Jugendweihe mitgemacht. Wobei ich aus heutiger Sicht oder ziemlich bald nachher schon gesagt hab, ich hätte es eigentlich nicht gemacht. Ich hätte auch Konfirmation und Jugendweihe gemacht. Das ist eigentlich, das wäre eigentlich nicht gegangen, aber damals war ich gerade vierzehn, da habe ich nicht darüber nachgedacht. Meine Mutter hat das für mich beschlossen: „Du machst eben da auch mit", na gut. Das war, das hat keine Nachteile oder so, aber im Nachhinein habe ich es als nicht gut empfunden. Das kam dann aber die Erkenntnis erst ein bisschen später."

HS: „Wir haben, als wir den Film gezeigt haben, zusammen gesessen haben, da hat irgendjemand gesagt: „Das war schon peinlich, dass es in der Situation so war, dass alle in der Klasse irgendetwas an hatten, was aus dem Westen kam."

CQ: „Kann ich mich jetzt nicht mehr so dran erinnern, aber ich hatte natürlich schon immer, also ich, bei mir weiß ich, dass ich Sachen hatte aus dem Westen, die auch angezogen hab. Wir wurden schon immer mal versorgt. Oder wir hatten mal ein bisschen Geld, da konnten wir dann für dreißig D-Mark im Intershop was einkaufen gehen – eine Jeans, die kam so in dem Dreh rum, zweiunddreißig glaub ich kam die damals. Also ein bisschen Geld hatte ich immer mal gekriegt, von irgendwo hat man da mal fünf D-Mark zugesteckt und so. Das hat man ein bisschen gespart und also ich habe mir davon keine Matchbox gekauft, sondern denn irgendwann auch ein bisschen Sachen oder T-Shirts – hat unsere Oma eigentlich immer geschickt mal, das also. Das ist schon klar, aber ich glaub nicht, dass alle das anhatten. Also beim Uwe Kaiser bin ich mit hundert Prozent Sicherheit, da war der Vater Richter, wenn ich mich richtig erinnere, und der war also richtig parteilinig treu gewesen. Also da gab es auch nichts aus dem Westen. Also von daher werden nicht alle nur Westsachen angehabt haben."

HS: „Und auch nicht Fernsehgucken und ..."

 © FWU Institut für Film und Bild

CQ: „Bei ihm also bei ihm glaube ich es nicht. Bei Uwe bin ich mir ziemlich sicher, dass das nicht so der Fall war."

HS: „Aber sonst war das eher – würden sie sagen – die Normalität oder war das Ausnahme, dass man..."

3. Das Verhältnis zu Westdeutschland

CQ: „Nee, das war die Normalität. Also ich kannte die bundesdeutschen Politiker, die konnte ich alle aufsagen. Diejenigen in der DDR, da hatte man keine Ahnung. Also außer die da, Ulbricht[2], damals bis ´73 oder wann das war, und denn noch Honecker[3], aber Stoph[4] … aber dann hörte das auch schon auf. Da kannte man keinen Minister, also die Bundesminister würde ich sagen, da waren wir eigentlich sehr gut informiert, und da kannte ich mich eigentlich gut aus. Also Aktuelle Kamera[5], so was habe ich nie gekuckt oder Der Schwarze Kanal[6]."

HS: „Das ist spannend. Wenn man bedenkt, dass wenn man die Stunde jetzt sieht, dann funktioniert die ja relativ gut. Also da gibt es schon Ansätze zur Diskussion auch, und zum Teil wird das ja auch toleriert von der Lehrerin, oder abgebügelt. Aber wenn man dann sich auch noch mal ins Bewusstsein ruft, dass die Jugendlichen, die da sitzen alle RIAS[7] hören und alle Westfernsehen gucken, und vielleicht Abendschau[8] oder Tagesthemen oder so, aber nicht Aktuelle Kamera, gucken."

CQ: „Na ja das war wie gesagt, man war eine zweigeteilte Person. Eine offizielle und die die zu Hause war. Und das funktionierte aber."

4. Das Verhältnis der Schüler untereinander

HS: „Und wie war das so bei Pausengesprächen, also wussten die Schüler untereinander wie die anderen so stehen?"

CQ: „Eigentlich ja. Also ich hab zehnte Klasse gerade mit der Carola viel in den Pausen – sind wir miteinander ins Gespräch gekommen. Da sind wir viel beide alleine gelaufen – das weiß ich – im Kreis rum. Mit dem Uwe hatte ich ein sehr gutes Verhältnis. Dem habe ich

---

[2] Walter Ulbricht, Staatsratsvorsitzender und SED-Chef.

[3] Erich Honecker: Staatsratsvorsitzender und SED-Chef bis 1989.

[4] Willy Stoph: Vorsitzender des Ministerrates der DDR.

[5] Nachrichtensendung im DDR-Fernsehen.

[6] Propagandasendung im DDR-Fernsehen. Arbeitete mit Auszügen aus West-Fernsehsendungen. Moderiert von Karl-Eduard von Schnitzler.

[7] Rundfunk im Amerikanischen Sektor. Einer der beliebtesten westberliner Hörfunksender.

[8] Berliner Lokalnachrichten im 3. Fernsehprogramm des SFB (Sender Freies Berlin).

 © FWU Institut für Film und Bild

auch in der Lehre noch … da war er in so einer Nachbarklasse gewesen. Und da, das war eigentlich bekannt, wer wo was Kontakte hatte. Oder ich hätte auch zu Hause, wenn ich irgendwie einen mithatte … ich darf jetzt hier nicht gucken oder was, weil der mich verraten könnte. Berlin war, denk ich mal, eine Ausnahme gewesen. Das in anderen ländlichen Gebieten, also, ich meine, in Sachsen gab es sowieso kein Westfernsehen oder in Mecklenburg vereinzelt teilweise. Stralsund und die Ecke überhaupt nicht. Aber Berlin hatte so einen Sonderstatus eben weil es … die konnten dagegen ja nichts machen, die Wellen waren zu stark gewesen. Man hat es ohne irgendwelche großen Antennen zu Hause reingekriegt mit der Zimmerantenne, da war also kein Kraut gegen gewachsen."

HS: „Das heißt, man konnte nicht mal oben auf dem Dach die Antennen abknicken oder..."[9]

CQ: „Nö, man konnte … eine einfache Zimmerantenne hat gereicht, und man hat den Empfang gehabt, ja. Das war sehr unproblematisch."

HS: „Wenn sie jetzt sagen, sie hatten so ganz guten Kontakt mit Carola und mit Uwe – das waren ja auch die zwei, die sie genannt haben, die, wo die Eltern, sagen wir mal, eher staatsnäher waren. Und wenn sie Konfirmation gemacht haben kann man annehmen, dass Sie nicht unbedingt so staatsnah waren, aber das war jetzt nicht unbedingt ein Kriterium Bekanntschaften auszusuchen."

CQ: „Hm, vielleicht haben da die Eltern auch irgendwas gesagt. Ich weiß es nicht. Nicht dass sie gesagt haben, wäre nicht so gut oder so. Aber die Carola war schon immer sehr selbstständig damals gewesen. Kurz danach sind ja die Eltern dann verunglückt. Nach der Schule oder so nach der zehnten Klasse. Aber sie war schon vorher sehr selbstständig gewesen und kritisch wahrscheinlich auch. Das ist vielleicht auch, wenn man gerade so ein Elternhaus hat, dass man dann mit dem anderen konfrontiert wird ein Stück – man kriegt es ja doch irgendwo mit und dann zu Hause wird nun so geredet, oder dass man dann selber auch kritisch wird gegenüber den Eltern. Aber, wie gesagt, ich kann nicht empfinden, dass ich geschnitten worden bin oder so. Ich hab eigentlich nie ein Problem gehabt."

5. Welche Einflüsse hat die Schule gehabt?

HS: „Würden sie sagen, dass sie die Schule oder die Schulzeit irgendwie geprägt hat in irgendeiner Weise?"

CQ: „Geprägt – also unterrichtsmäßig – also Deutsch hat mich schon ein bisschen interessiert. Ich hab früher eigentlich nie gelesen, bis zur fünften, sechsten Klasse. Hatte dann Schwierig-

[9] In den 60er Jahren gab es die „Aktion Ochsenkopf", in der die FDJ (Jugendorganisation der DDR) die Antennen die nach Westen gerichtet waren, abgeknickt wurden.

 © FWU Institut für Film und Bild

keiten in Lesen, Rechtschreibung und so. Bis denn mich das wirklich angefangen hat, mich zu interessieren. Mich interessiert ja auch Geschichte heute sehr viel. Ich lese also sehr viel historische Sachen oder auch fast nur. Utopisches überhaupt nicht, das interessiert mich nicht. Mich interessiert die Geschichte – und viel Deutsch. Also ich hab unten im Arbeitszimmer, haben wir fünftausend Bücher ungefähr. Also wir lesen sehr viel. Ich will die auch zu Hause haben. Ich will die nicht ausleihen, sondern ich will sie haben, weil ich die manchmal zwei-, dreimal lese, und also denk ich schon mal, dass mich Deutsch also doch wahrscheinlich ein Stück mit geprägt hat. Das ging nachher weiter, ich hab ja dann Berufsausbildung mit Abitur gemacht und wir hatten eine sehr gute Deutschlehrerin, einen sehr guten Geschichtslehrer, der auch Staatsbürgerkunde gemacht hat. Aber mit dem wir sehr gut diskutieren konnten und der auch toleriert hat, dass denn, da war denn, einer war Katholik, einer war evangelisch, ich war evangelisch-freikirchlich. Das waren die, die eigentlich am meisten diskutiert haben, und der hat das auch zugelassen, und ich denke mal, das war auch sehr gut gewesen. Aber das hat sich eben, vorhin hab ich gesagt, Schule hat mich eigentlich erst so ab der neunten Klasse bewusst, hab ich das mitbekommen. Mathe war mein Lieblingsfach gewesen, also da bin ich noch auf die Humboldt-Uni auch gegangen in so einen Lehrgang. Denn schon immer ein-zwei Jahre weiter war ich da gewesen. Hab denn nachher auch dem einen Mädchen geholfen, die war zehnte Klasse auf fünf, die wäre sitzen geblieben – die hab ich denn noch auf drei geschafft. Also Deutsch, Mathe war schon meine Welt gewesen. Geschichte hat mich denn angefangen zu interessieren, weil die Geschichte, die da vermittelt wird, Altertum oder so am Rande, das ist alles nichts dolles, nichts interessantes, find ich."

HS: „Welche Art von Geschichte, wenn ich fragen darf, also Altertum..."

CQ: „Ja, also, also der Medici interessiert mich sehr, auch chinesisch – indisch interessiert mich sehr. Also da lese ich schon sehr viel über die Kultur. Und ich reise auch sehr gern, wir reisen ein-, zweimal, dreimal im Jahr, meistens ins Ausland. Dieses Jahr will ich in die Toskana – Florenz – also das habe ich bis jetzt noch nicht gehabt. Und mich interessiert die Kultur einerseits, die Sprache so ein Stück. Ich bin zwar nicht so ein sprachbegabter Mensch, aber ich komme mich dem Englischen wenigstens halbwegs zurecht. Und das ist mir wichtig, dass man Austausch hat. Das wir nicht als einzeln, nur als deutsch dastehen, da denkt man schon weiter, man denkt als Europäer, man denkt aber auch weltweit letztendlich. Wie gesagt ich war, wir waren jetzt viel in Kanada, in USA. Dieses Jahr waren wir in Australien ... ich möchte mal nach Argentinien, nach Brasilien, da haben wir auch Verwandtschaft. Die ist zwar schon in den dreißiger Jahren dahin gezogen, aber man hat Kontakte noch, und das interessiert mich schon doch, dass man die pflegt untereinander und auch was kennen lernt. Und ich

 © FWU Institut für Film und Bild

reise auch nicht ins Hotel, sondern ich mach Individualtourismus. Ich such mir das selber raus und dann mieten wir ein Auto und dann fahren wir los, um zu schauen, was kommt."

HS: „Das heißt aber, die Interessen sind – sagen wir mal – eher trotz Schule als durch die Schule geweckt worden."

CQ: „Vielleicht ja. Trotz Schule – also ich muss nicht sagen, ich bin ungern in die Schule gegangen, das war normal in die Schule zu gehen. Ich habe nie geschwänzt oder so. Ich hab auch an und für sich den Unterricht nachher genossen und, weil man, man hat ja doch was mitbekommen – gelernt. Ich hab gerne Aufsätze geschrieben, wenn es um ein Thema ging, hab denn das zehnfache geschrieben, meistens. Irgendwie ist das immer mehr geworden. Also das hat mich schon interessiert."

HS: „Geschichtsunterricht. Also das, was wir gesehen haben war ja eine Geschichtsstunde. War Geschichtsunterricht in ihrer Erinnerung immer so oder war er zum Teil auch anders?"

CQ: „Also bei ihr war es, denk ich, immer so gewesen. Wir hatten ja nachher, ich glaube Staatsbürgerkunde und Geschichte bei der Lehrerin bei der wir Grundschüler waren, und das war eigentlich doof gewesen, weil die hat uns noch als ihre Kleinen behandelt und das war nicht so doll, die zehnte Klasse, wenn ich mich richtig erinnere. Da die hat sich irgendwie selber weiter gebildet, damit sie nicht nur Unterstufenlehrerin bleibt und hat denn uns irgendwie wieder unterrichtet und wir waren für sie immer die Kleinen und so hat sie uns immer wieder auch behandelt und – na ja, ich meine – für die zehnte Klasse hat man denn eben für die Zensuren noch was gemacht, dass das in Ordnung kommt."

HS: „Und das war bei der Frau Betge eher nicht der Fall?"

CQ: „Das war bei Frau Betge nicht der Fall. Da konnte man schon ein bisschen offner diskutieren, oder ein bisschen freier, das war da schon ganz gut gewesen."

6. Biographische Ereignisse

HS: „Sagen sie noch was zu ihrer Biografie, also wie das dann nach der Schule weiter ging?"

CQ: „Ja also, weil ich eben relativ gute schulische Ergebnisse hatte, wurde ich dann vorgeschlagen für Berufsausbildung mit Abitur. Man konnte sich das ja selber nicht aussuchen, oder sagen: „Ich möchte das machen." Also da muss ich schon meiner Lehrerin dankbar sein. Das war unsere Russischlehrerin. Das die das hat möglich gemacht, auch trotz des Hintergrundes. Also von daher hätte ich es nicht unbedingt gekriegt, vielleicht."

HS: „Trotz des Hintergrundes heißt in dem Fall…"

CQ: „Na, dass ich eben politisch wahrscheinlich nicht voll auf der Linie stand, oder meine Eltern waren keine SED-Mitglieder oder sonstiges, also da wäre manches einfacher gewesen

 © FWU Institut für Film und Bild

mit Sicherheit. Ja, Berufsausbildung mit Abitur habe ich gemacht, bei der Eisenbahn habe ich Baumaschinist gelernt, in Schöneweide, Berlin-Schöneweide, und war da auch noch in der FDJ[10] gewesen. Und im zweiten Lehrjahr, im ersten musste ich mich erst noch ein bisschen akklimatisieren, im zweiten Lehrjahr wurde ich als FDJ-Sekretär gewählt, also die haben gesagt: „Du kümmerst dich um alle Leute, interessierst dich für alle – Mensch, dann mach das doch." Mein Stellvertreter war der – was ich schon mal gesagt habe – der Katholik, der auch gut reden konnte, und ich hatte denn, mein Bestreben war gewesen, hab gesagt: „Mensch, wenn wir beide so die Leitung jetzt hier haben, denn sollten wir da auch was draus machen." Die Menschen auch mit dem christlichen Glauben ein Stück näher zu bringen. Also ich habe mich mit sechzehn Jahren taufen lassen, also evangelisch-freikirchlich heißt ja, dass wir eine Erwachsenentaufe haben, wo man sagt, es soll sich jeder selber entscheiden. Das war nach der zehnten Klasse in den Sommerferien, da habe ich so ein Erlebnis gehabt, da wäre ich mit dem Flugzeug beinah abgestürzt und hab so einen Lebensfilm gesehen. Also ich habe gedacht, es geht zu Ende, alles schrie in dem Flugzeug rum und es wurde dann irgendwann abgefangen und das war so mein, wo ich dann nachgedacht hab: „Mensch, das kann doch nicht alles gewesen sein." Und da dann Monate später ließ ich mich dann taufen. Und war dann ab dann ein bewusster Christ. Und war dann aber noch zu dem Zeitpunkt auch wie gesagt zur gleichen Zeit auch FDJ-Sekretär wirklich. Und da wollte ich, ich wollte was für die Leute bewirken. Wir haben auch eine – ich kann mich erinnern – gleich danach eine Weihnachtsfeier gemacht, wo ich die Weihnachtsgeschichte gelesen habe, wo wir eingeladen waren und wo ich die Leute erreicht hab. Aber es hat nicht funktioniert. Da FDJ sein, da musste man, ich weiß nicht mehr in wie weit wir sozialistisch auch was machen mussten, Lehrgänge oder irgendwas an... darstellen mussten, und es hat nicht funktioniert. Und Berufsausbildung mit Abitur heißt ja drei Jahre. Und im zweiten war ich FDJ-Sekretär und im dritten auch. Und da gab es dann schon die Diskussion, das war 1979/80 in dem Dreh, das kann nicht so sein, dass man immer miteinander redet und FDJ und da gab es Spannungen irgendwie. Und da waren wir auf der Klassenfahrt in Wernigerode, da hatten wir schon gesagt: „Ja Mensch, wir machen einen Kracher und treten alle gemeinsam aus."

HS: „Die ganze Klasse?"

CQ: „Die ganze Klasse aus der FDJ. Wir machen …, das war so weit gewesen, also ich wollte sie nicht verführen oder so, aber wir waren in der Diskussion. Auch einige, wo der Vater SED war, weiß ich noch genau, auch Genossen. Und da waren wir so weit gewesen, und ich hab denn über Weihnachten habe ich denn mit allen ein Austrittsgesuch geschrieben, abgeschickt,

[10] Freie Deutsche Jugend. Staatliche Jugendorganisation der DDR.

 © FWU Institut für Film und Bild

hingebracht und ich war letztendlich der einzige gewesen als FDJ-Sekretär und die waren gerade die Abiturklasse. Es gab da zwei Abiturklassen, Maschinisten und Fahrzeugschlosser, und sozusagen, wir waren die Elite gewesen, die höchste Klasse und da, der FDJ-Sekretär tritt aus. Also das kann nicht sein. Dann wurde ich da zum Einzelgespräch geholt, denn gleich am nächsten Tag, zweiter, dritter Januar, wann das war, der Abteilungsleiter der Schule, der da auch Parteisekretär oder was der war. Jedenfalls hat er mir gesagt, er würde mir nahe legen, das wieder zurück zu ziehen und ich habe gesagt, das geht nicht, ich kann das nicht mehr miteinander vereinbaren. Sag ich: „Ich habe einen anderen Glauben und kann den hier nicht nachvollziehen." Und er: aber es wäre besser und es ist ein schlechtes Beispiel für die Schule, und für alle, die jetzt unten drunter sind so, die jetzt angefangen haben so, im zweiten Lehrjahr sind. So das geht nicht und dann hat er mir folgendes gesagt:

Ich hatte zu dem Zeitpunkt ja schon einen Studienplatz in der Verkehrshochschule in Dresden, das lief ja damals alles so ziemlich ineinander, man bewarb sich, bekam … die meisten bekamen ja dann auch immer halbwegs ihr Studium und ich wollte Bauingenieur werden für Maschinenbau, hatte ich also gesagt. Hat er gesagt, also das wird so sein, dass ich wieder mir, mir der Studienplatz entzogen wird und ich brauche mich nie wieder zu bewerben beim Studium. Ich krieg ein Studienverbot lebenslang. Das hat er mir da unter vier Augen gesagt. Anders nicht. Das krieg ich nicht schriftlich. Kurz danach habe ich meine Exmatrikulation schon wieder gekriegt. Kam denn auch der Zettel, dass ich also nicht mehr zugelassen bin, die Zulassung wurde mir entzogen.

Und denn fing das Abitur, die Prüfungen an. Das war so im Januar. Im Januar fing man ja an, schriftlich zu schreiben, und ich stand zu dem Zeitpunkt so 1,5 etwa, also zwischen eins und zwei. Denn habe ich geschrieben, schriftlich meine, man schrieb ja glaub ich zwei- drei Fächer. Russisch wahrscheinlich, Deutsch und irgendein anderes Fach, Mathe, vielleicht auch Chemie, ich weiß jetzt nicht mehr genau was. Also drei schrieb man auf alle Fälle, das hat sich dann mehr oder weniger so eingependelt. Und normalerweise hat man ja jemanden zur mündlichen Prüfung rangenommen, damit er sich verbessern kann, so wenn er zwischen eins und zwei stand, da wo er so auf 1,6 stand oder so und wo das Schriftliche das nicht so ergeben hat, dass man ihn verbessert. Ich wurde also voll geprüft in fünf Fächern, wo ich mich überhaupt nicht verbessern konnte, und letztendlich haben sie mich auf Abitur zwei gebracht. Hat mich zu dem Zeitpunkt überhaupt nicht interessiert.

Da hat meine Freundin, oder meine jetzige Frau – da kennen gelernt zu dem Zeitpunkt – , die hat als Einzige zu mir gestanden. Meine Mutter, muss ich sagen, zu dem Zeitpunkt war sie ein bisschen … „Wie kannst du das machen, find ich unklug." Ich hab gesagt: „Aber ich hab jetzt

 © FWU Institut für Film und Bild

die Erfahrung oder ich muss das jetzt tun, weil ich glaube, dass das der richtige Weg ist.“ Also Abitur habe ich auf zwei gekriegt, haben sie mich...“

HS: „Das hat aber noch geklappt jedenfalls, dass sie da Abitur noch machen konnten?“

CQ: „Ja, ja rausgeschmissen haben sie mich dann nicht. Hätten sie vielleicht auch machen können, ich weiß es gar nicht. Da habe ich jetzt gar nicht drüber nachgedacht. Na gut, also ich musste ja eigentlich als normaler Arbeiter gehen, und um mich zu orientieren habe ich gesagt, nach der Schule, ich mache ein Jahr für Gott.

Das ist so wie heute hier so ein diakonisches Jahr oder so. So was gab es zu DDR-Zeiten auch schon, dass man so was machen konnte, innerhalb der Kirche, wurde man denn vermittelt. Ich wollte eigentlich einen Bauhelfer irgendwo machen, da wurde ein Jugendcamp aufgebaut an der Müritz – wusste ich, und das war so meine stille Hoffnung, die schicken mich dahin. Immer ein bisschen Holiday, tagsüber ein bisschen werkeln. Dann hat mich der Präsident unseres Bundes von den Baptisten denn eingeladen, sollte ich dann kommen, sagte er: „Für dich habe ich eine andere Aufgabe, du gehst ins Erzgebirge und zwar eine Stelle besetzen, wo zur Zeit kein Prediger ist.“

Ich sollte dann predigen. Ich hab bis jetzt nur Jugendstunden gemacht und, äh, du kannst das. Dann bin ich dahin gegangen für ein Jahr ins Erzgebirge. Das war eine schwierige Zeit, weil ich war gerade 18, hab 322 Mark gekriegt. Davon musste ich leben. Einmal im Monat bin ich dann nach Hause gefahren. So übers Wochenende, hab Sonntag zweimal gepredigt, weil wir hatten noch eine Nebenstelle, und in der Woche Bibelstunde gehalten. Das waren so Schwestern, die über 70 waren, mit denen musste ich dann singen und die haben auch gebaut. Ich musste also bei denen noch tagsüber auch bauen helfen. Also ich war … wurde richtig eingebunden in die Arbeit, für ein Jahr. War aber schon eine gute Erfahrung, denk ich, das zu lernen. Danach hab ich dann ganz normal bei der Bahn angefangen zu arbeiten als Maschinist.“

HS: „In ihrem Beruf.“

CQ: „Ich meinem Lehrberuf habe ich dann angefangen, ja. Also nicht in der Stelle, wo ich gelernt hatte. Das war beim Gleisbau Berlin. Da war die Stelle in Erkner gewesen. Ich hab hier im Oberbauwerk in Köpenick, die waren so für Tagesbaustellen.

Der Gleisbau war für große Sachen und die waren so für die kleinen Sachen. Die Bahnmeistereien, wir haben so für Bahnmeistereien gearbeitet. Wenn da mal eine Weiche zu wechseln war am Tag, da waren wir eben als Maschinisten denn da und da habe ich viele Jahre gearbeitet. Bis ´92 oder ´93, ja. Zur Armee, ja ich hab ja die, gleich wie ich 18 war, gemustert wurde, hab ich ja gleich gesagt, weil ich das wusste, also ich werde die Waffe verweigern. Haben sie mir gesagt, das geht nicht, so was gibt es nicht. Ich hab gesagt, natürlich gibt es das.

 © FWU Institut für Film und Bild

Also die haben mit mir da endlos diskutiert, dass es das nicht gibt. Also wollten mir erst was von drei Jahre erzählen, das haben sie dann schnell aufgehört, aber ich war da drei, vier Stunden haben die mich da hingehalten. Bis es dann nachmittags wurde, und da hatten die wahrscheinlich Feierabend, und da sagten die mit einemmal, na dann soll ich hier was schreiben und dann ist auch okay. Dann ging es plötzlich wieder ganz schnell. Ich nehme an, dass die nach Hause wollten oder so.

Also wurde ich gemustert als Bausoldat[11] und wurde dann eingezogen 1987 mit 26 Jahren. Das war also der letzte ... wo es möglich war, mit 26. Zu dem Zeitpunkt war ich verheiratet und hatte drei Kinder. Das ganze Gehalt, was ich da gekriegt habe, 1200 Mark etwa, das war eine ganze Menge, was ich verdient habe, fiel komplett weg, dafür gab es keinen Ersatz. Nur für die Kinder hat meine Frau glaube ich 40 Mark gekriegt."

HS: „Für alle Kinder?"
CQ: „Für alle Kinder. Das war … also sie musste alleine mit den Kindern sein und ich war oben auf Prora auf Rügen und hab diesen Fährhafenhubkran mit der Schippe umgeschippt eineinhalb Jahre. Ich hab ziemlich bald Entlassungsgesuche gestellt oder so, aber da führte kein Weg rein. Also das ist eine Sache, die meisten sagen, die bei der Armeezeit waren, nach einer gewissen Zeit, die verklären die irgendwie. Die sagen: „War toll, wir haben Streiche gemacht", oder so – also das werde ich nie sagen. Es war eine sehr harte Zeit gewesen, für mich, für meine Frau, für meine Kinder, die waren auch sehr viel krank.

Wobei im letzten halben Jahr ich relativ häufig zu Hause war. Da hab ich dann wegen Krankheit, haben sie mir frei gegeben immer mal, aber sie haben mich nicht entlassen. Ich hab dann also 88,- Mark da gekriegt. Von denen habe ich denn 60,-Mark wenigstens nach Hause mitgenommen. Bin da nie in Ausgang gegangen, Bier hat mich nicht interessiert oder was, mit der ollen Pferdedecke bin ich nicht rausgegangen, ich hab dann da gelesen oder so, wenn ich Zeit hatte, also es war eine harte Zeit. Ich hab auch etwa 10 Jahre gebraucht, um das zu verarbeiten, bin also jetzt auf Rügen nach 10 Jahren das erste Mal erst wieder gewesen. Bin nie wieder auf diese Insel … wollte … hatte gesagt, nachdem da Schluss war nach den eineinhalb Jahren, ich will nie wieder dahin.

[11] Ab 7.9. 1964 wurde in der DDR innerhalb der Armee ein waffenloser Dienst eingerichtet, die sogenannten Bausoldaten. Innerhalb der Staaten des Warschauer Vertrages (östl. Verteidigungsbündnis) war dies ein einmaliges Zugeständnis des Staates.

 © FWU Institut für Film und Bild

Erst dann nach 10 Jahren Zeitdifferenz war denn mal wieder da Urlaub machen, und denn noch mal zwei, drei Jahre später war ich noch mal auf dem Gelände gewesen.

Das ist ja dieses lange, lange Gebäude, was immer mal ... Arbeit macht frei oder so, nee, Freude durch..."

HS: „KDF (Kraft durch Freude)"[12]

CQ: „KDF. Dieses lange Gebäude ist das gewesen, und also – wie gesagt – das hat jetzt fast 15 Jahre gedauert, bis ich das verarbeitet habe und gesagt habe, also die Leute damals, was da … Hauptmann, Major, oder weiß ich was, gut, hab ich vergeben – aber es hat lange gebraucht. Also das ist eine Sache, wo die Bundesrepublik nie einen, der verheiratet ist, sowieso nicht mehr holen kann und mit Kind erst recht nicht mehr, ne? Und mit 26, also… Oder heutzutage wird Wohngeld gezahlt und wer denn … die kriegen eine ganze Menge, ne? Also das ist eine Sache, die war total unsozial gewesen. Da war der Staat sehr unsozial gewesen. Das einzige, es war ein gutes Gefüge da oben gewesen, weil wir waren drei Kompanien Bausoldaten, also 360 Leute, da konnte uns als Gruppe im Prinzip keiner groß ran. So wie manche hier, wo mit 30 Leuten mal irgendwo waren oder so, da lief das ein bisschen anders. Schikanieren in dem Sinne gab es nicht, aber zum Anfang, alle sechs Wochen einmal nach Hause so fürs Wochenende und dann immer erst sehr spät entlassen nach Hause gelassen worden, also das war keine schöne Zeit gewesen. Nach der Armeezeit, das war ja dann ´88 gewesen, hab ich mich noch mal beworben, am Studium, als Fernstudium. Das ging dann irgendwie plötzlich, als Fernstudium, hab ich mich dann noch mal beworben an der Uni in Dresden, wurde dann angenommen und sollte aber in...haben sie mich dann auf die Humboldt-Uni hingeholt und sollte da eben dann, einmal die Woche war ich denn da abends gewesen. Und hab dann angefangen zu studieren, drei Semester habe ich geschafft, dann kam die Wende und denn hieß es, ja entweder zur Fernuni nach Hagen, oder ins Direktstudium wechseln. Zu dem Zeitpunkt hatte ich ja schon ein viertes Kind, und, ja, also, das geht nun gar nicht mehr, als Student hier anzufangen, kann man gar nicht sich leisten, und Fernuni Hagen war mir zu weit gewesen. Wäre ich ein Jahr weiter gewesen, dann hätte ich das Grundstudium fast geschafft zu beenden. Drei Jahre – aber das hab ich, soweit bin ich nicht gekommen, dann hab ich es abgebrochen. Damit habe ich mich endgültig jetzt verabschiedet, von, dass ich irgendwie mal was hätte anderes machen können. Das ist mir letztendlich irgendwie verbaut worden ein Stück, aber ich träume, oder trauere dem heute nicht mehr nach. Gut, und denn 1993 kam es, dass die

[12] Auf Prora steht eines der größten Gebäudekomplexe der Welt. Die Nazi-Erholungsorganisation „Kraft durch Freude" hatte hier eine riesige Ferienanlage gebaut. Die DDR nutze diese Gebäude u.a. als Kaserne für die Bausoldaten, die dort den Seehafen Mukran errichteten.

 © FWU Institut für Film und Bild

Eisenbahn auch Leute entlassen sollte oder zusammengefasst hat, und wir waren ja Maschinisten, in Köpenick. Dann wurden die zusammengefasst aus Eberswalde, Köpenick und Erkner. Die wurden denn in einen Pool, das waren denn etwa 250 Maschinisten und davon blieben 30 übrig. Alle anderen durften gehen. Da ich nun wieder nicht Genosse oder sonstiges war, war ich mit einer derjenigen, die denn gehen sollten."

HS: „Trotz Kindern?"

CQ: „Trotz Kindern. Also Sozialauswahl gab es in dem Sinne nicht, sondern es sind wirklich die geblieben, die ein Parteibuch hatten. Das ist so. Das waren ja, die haben sich dann weitergebildet, der Parteisekretär, der da war, der hat sich denn schon irgendwie integriert, der war ja denn, einer war studiert, der war auch in der Partei. Die haben denn so den Pool auch gebildet und denn haben sie sich ihre Leute rausgesucht. Ich hab mit der Sache auch abgeschlossen, hab gesagt: „Mensch, hätte ich heutzutage viel früher wo anders noch angefangen...". War ein Jahr bei so einer Straßenbaufirma in Hamburg, aber da war ich meistens, also die hatte hier eine Nebenstelle in Berlin aufgemacht, aber meistens war ich in Hamburg oder in Salzgitter im Stahlwerk gewesen. Da haben wir irgendwie Industriesachen gemacht, hauptsächlich, aber ich war viel weg gewesen. Wollte denn zu einer Behindertenfreizeit, also weil ich mich kirchlich ja sehr engagiere, da habe ich gesagt, ich hatte meinen Urlaub eingereicht gehabt, war genehmigt geworden und plötzlich wurde er mir gestrichen. Und ich wollte aber eben da hin, weil ich als Helfer eingeplant war bei den Behinderten. Da habe ich von einem Tag auf den anderen gekündigt 1994. War eigentlich eine mutige Sache, weil zu dem Zeitpunkt wurden es immer mehr Arbeitslose – eine Arbeit – und hab am gleichen Tag eine Arbeit gefunden, bei der ich heute noch bin. Also das hat wunderbar geklappt, funktioniert. Wie gesagt, Mensch, da hättest du viel früher anfangen können, dann hättest du noch was werden können. Bin jetzt also seit ´94 auf dem Flughafen bei einer Catering-Firma, fühle mich da sehr wohl, bin mittlerweile Betriebsratsvorsitzender, weil ich mich wieder engagiere, die Tarifkommission, wo ich da, also deutschlandweit kämpfen wir um Löhne, hab am Streik schon teilgenommen, Streik organisiert. Und bin aber in der Kirche seit, auch seit Anfang der ´90 Jahre im Gemeindekirchenrat. Bin dann jetzt Ältester geworden und mittlerweile seit eineinhalb Jahren bin ich jetzt auch Kirchenratsvorsitzender. Wir haben keinen Pastor zurzeit, seit ein paar Jahren, weil wir neu gebaut haben, muss also auch sonntags predigen."

HS: „Das heißt wieder die alte..."

CQ: „Die alten Tugenden. Wieder so, wo ich angefangen habe, da bin ich jetzt wieder drin. Aber das ist meine Hauptbeschäftigung. Also die Arbeit macht mir zwar auch sehr viel Spaß, und bin auch da muss ich eine Menge machen also Betriebsratsvorsitzender, kommt ja immer,

 © FWU Institut für Film und Bild

irgendeiner hat ein Problemchen. Aber wenn die acht Stunden vorbei sind oder so, danach habe ich denn hier auch noch meine Tätigkeiten. Voll ausgefüllt. Ich kann also nicht sagen, ich hab unbedingt ein langweiliges Leben, aber ich möchte es auch so, wie ich es habe finde ich es gut."

7. Geheimdienste in der DDR

HS: „Ist ihnen noch was eingefallen, was sie noch sagen wollen, zu der Aufnahme oder zu ... was wir jetzt noch nicht angesprochen haben."

CQ: „Ja, also so bewusst – wie gesagt – kann ich mich an den Unterricht nicht mehr erinnern. Ich weiß, dass mein Vater selber als Polizist, der war zwar Verkehrspolizist, aber zu dem Zeitpunkt musste er da am 13. August auch Wache stehen. Der wurde auch nachts geholt. Wusste auch nicht was los ist, das habe ich auch erst hinterher erfahren. Das hat schon die Familie beschäftigt. Mein Bruder, der ist ja ein bisschen älter gewesen, der war bis kurz, drei vier Tage vorher noch bei meiner Oma in Köln gewesen, also es hätte passieren können, dass der auf der anderen Seite gewesen wäre. Ich weiß wie gesagt, dass mein Vater wie er bei der Polizei war, dass bei uns Russen zu Hause waren, die ihn auch anwerben wollten. Die kamen immer mal wieder zu Gesprächen."

HS: „Für den sowjetischen Geheimdienst?"

CQ: „Ich vermute das mal, also weil wie gesagt, da wurde denn russisch gesprochen. Die kamen immer zu zweit. Also wirtschaftlich zu dem Zeitpunkt Anfang der ´70er Jahre gab es ja so was nicht. Glaub nicht, dass da einer kam und wollte wirtschaftlich zu meinem Vater, der Verkehrspolizist war. Also das wird schon so was gewesen sein. Ja, er war aber standhaft gewesen und hat sich da nicht irgendwo einbinden lassen. Ich habe nach der Wende auch Anträge auf Einsicht in die Stasiakten genommen. Weil wie gesagt, ich hab auch bei der Armeezeit Eingaben geschrieben und so und denn an den Staatsrat und denn kam einmal, musste ich hin, stellte der sich von, Genosse Ritter vom Ministerium für Staatssicherheit aus Berlin. Musste extra wegen Ihnen hier her kommen. Ich sag: „Wieso, ich hab doch gar nicht an ein Ministerium geschrieben, sondern an den Staatsrat." Und dann stand der auf und sagte: „Wir sind alle eins." Diesen Satz werde ich auch nie vergessen – wir sind alle eins. „Ach so", hab ich gesagt. Na ja, jedenfalls gab es eine Akte, die habe ich auch gefunden, aber ich habe aber nicht reingekuckt."

HS: „Nicht reingekuckt?"

 © FWU Institut für Film und Bild

8. Persönliche Eindrücke von der Mauer

CQ: „Ich hab gesagt: „Gut, ich weiß, dass es eine gab, mir war klar, dass es eine gab. Also Bausoldat sowieso und noch so ein paar Sachen, aber dann sind vielleicht doch irgendwie auch aus der Familie vielleicht jemand, wo ich es vermuten könnte, dass da vielleicht mal was gewesen ist oder so. Will ich aber gar nicht wissen. Das ist erledigt jetzt für mich, hab ich abgeschlossen.“ Also wie gesagt die Grenze, das hat einen, also mich persönlich schon bewegt. Wollte einmal die Oma abholen von der Grenze Heinrich Heine Straße, sie kam denn auch an mit ihren vielen Taschen. Bin ich mit dem Trabant vorgefahren. Und noch wie ich sie einlade, da war eigentlich freies Feld, da stand auf einmal ein Polizist vor mir. Ich weiß gar nicht wo der herkam. Der muss unterirdisch irgendwo, also ich hab sie nur eingeladen, das hat eine halbe Minute gedauert, also sonst war mindestens 100 Meter freie Fläche überall. Da war nichts gewesen, also wo der herkam, ist mir völlig schleierhaft. Also da muss noch irgendwo mehr unterirdisch, also das ist meine Vermutung immer gewesen, was ich hier will und so, hab ich gesagt, na ich will meine Oma hier und so. „Na, die kann laufen!“. Furchtbar so was, also. Man hat schon so ein paar persönliche Eindrücke. Und immer wenn ich zur Schule gefahren bin, fuhr man ja Plänterwald auch vorbei, da sah man ja denn die Hochhäuser auf der einen Seite oder wenn man oben hier Richtung Pankow hochfuhr, fuhr man ja auch so durch, wo jetzt Bornholmer Str. ist, da also das kannte man schon.[13] Das war nicht nur ein weißer Strich auf der Landkarte, also da war also schon klar, was dahinter ist, also mir zumindest. Meine Frau, die kommt aus Mecklenburg, und sie sagte, für sie war das, sie wusste gar nicht, was da los ist. Also davon hat sie null Ahnung gehabt.“

HS: „Das ist doch noch mal eine besondere Situation in Berlin.“

CQ: „In Berlin war es schon eine besondere Situation. Und – wie gesagt – dadurch, dass man Verwandtschaft gehabt hat, und die auch gepflegt hatte, war schon klar: Auf der einen Seite ist es so, auf der anderen Seite muss man aber so reden. Aber irgendwann konnte ich nicht mehr und da war ich dann – wie gesagt – kam die Erkenntnis: Das geht nicht. Und da bin ich dann auch so radikal und da mach ich dann auch einen Schnitt komplett und sag: „Egal, was kommt...“

9. Persönliche Erlebnisse von der Mauer-Unterrichtsstunde

HS: „Wäre es denn eigentlich denkbar gewesen, dass Frau Betge da irgendwas aus ihren Erlebnissen da erzählt hätte zum 13. August?“

[13] Die S-Bahn fuhr in der Nähe der Berliner Bornholmer Straße sehr dicht an der Mauer entlang.

 © FWU Institut für Film und Bild

CQ: „Nee, das glaub ich nicht. Das wäre zu gefährlich gewesen. Dass das dann doch irgendeiner weiterträgt, auch unabsichtlich vielleicht sogar nur, dass der sagt: „Die hat erzählt, Mensch, ein bisschen kritisch“, und denn wäre die belegt gewesen. Dann wäre sie ihren Unterricht los gewesen.“

HS: „Also man hat diese ganze persönliche Ebene dann ausgespart, nicht nur bei den Schülern, sondern auch bei der Lehrerin.“

CQ: „Das wäre nicht möglich gewesen.“

HS: „Vielen Dank.“

Interview: Dr. Henning Schluß

 © FWU Institut für Film und Bild

DVD
Der Mauerbau im DDR-Unterricht
46 02332

Biographien von Flüchtlingen und Fluchthelfern[1]

Bitte wählen sie aus:

Ulrich Pfeifer – Tondokument (9:34 min.)
Ulrich Pfeifer – Umschrift und Lebenslauf

Werner Coch – Tondokument (5:29 min.)
Werner Coch – Umschrift und Lebenslauf

Die beiden Fallbeispiele verdeutlichen, welche Folgen der Mauerbau für einzelne Menschen haben konnte und wie sie versuchten, in dieser schwierigen Situation ihre Freiheit zu bewahren. Es sind zwei individuelle Fluchtgeschichten, die gleichzeitig in einer gemeinsamen Geschichte miteinander verschränkt sind.
Die beiden jungen Männer versuchten, nach dem Mauerbau die DDR zu verlassen. Während Ulrich Pfeifer die Flucht im September 1961 durch die Kanalisation gelang, scheiterte Werner Coch mit seinen Bemühungen und wurde in der DDR inhaftiert. Anlass der Flucht war für beide der unmittelbar nach dem Mauerbau auf die jungen Männer ausgeübte Druck, sich freiwillig zur Nationalen Volksarmee zu melden und für die Verteidigung der DDR einsatzbereit zu sein. Obwohl sich beide erst im Jahr 2002 kennen lernten, haben sie auch eine gemeinsame Geschichte. Es ist die Geschichte einer verhinderten Fluchtaktion, die für beide wiederum eine jeweils eigene Bedeutung hatte. Ulrich Pfeifer war als Fluchthelfer bei der geplanten Flucht durch einen Tunnel aktiv, Werner Coch gehörte zu denen, die auf diesem Weg nach West-Berlin gelangen wollten. Durch einen Spitzel des MfS wurde der Fluchtweg verraten und mehrere beteiligte Personen, unter ihnen Werner Coch, verhaftet. *Maria Nooke*

[1]Aus: Maria Nooke: Der verratene Tunnel, Edition Temmen, Bremen 2002,
mit freundlicher Genehmigung der Autorin. Die Texte fassen die Tondokumente zusammen und ergänzen sie.

 © FWU Institut für Film und Bild

DVD

Der Mauerbau im DDR-Unterricht

46 02332

Biographien von Flüchtlingen und Fluchthelfern[1]

Ulrich Pfeifer

Ulrich Pfeifer 1964, Bild: privat

1935	in Berlin geboren
1953	Abitur in Gera
1953 – 1960	Studium an der Technischen Hochschule Dresden
1960 – 1961	Arbeit als Bauingenieur in Ost-Berlin
8. September 1961	Flucht durch die Kanalisation nach West-Berlin
Oktober 1961	Verhaftung seiner Freundin wegen eines Fluchtversuchs, im Dezember Verurteilung zu sieben Jahren Zuchthaus
April – September 1962	Mitarbeit am legendären »Tunnel 29«, durch den am 14./15. September 1962 insgesamt 29 Personen nach West-Berlin flüchten
August 1962	Unterstützung einer Fluchthilfegruppe bei der Öffnung des Tunnels in der Kiefholzstraße, der Tunnel wird verraten
Oktober 1962 – Februar 1963	Bau am Tunnel von der Bernauer Straße 79 zur Brunnenstraße 45
Herbst 1970 – Februar 1971	Mitarbeit beim Bau eines Tunnels an der Kreuzung Brunnenstraße/Bernauer Straße, der Tunnel wird von MfS und Grenztruppen entdeckt
1972	Selbständiger Bauingenieur in West-Berlin

[1] Quelle: Maria Nooke: Der verratene Tunnel, Edition Temmen, Bremen 2002, S. 70-75

 © FWU Institut für Film und Bild

„Durch das, was an der Mauer in den ersten Monaten passierte, war man ganz schön emotional aufgewühlt. So wurde der Gedanke geboren, wie können wir helfen, was können wir machen." Aus einem Zeitzeugengespräch mit Ulrich Pfeifer

Die Vorgeschichte

„Eigentlich stamme ich aus Berlin, aus West-Berlin. Aber damals gab es ja diesen Begriff noch nicht. Während des Krieges mussten wir Berlin verlassen. Ich habe dann in Gera gelebt und dort Abitur gemacht. Danach bin ich zum Studium an die Technische Hochschule nach Dresden gegangen. Ab 1960 habe ich in Ost-Berlin als Bauingenieur gearbeitet. Meine Mutter und meine Schwester lebten zu der Zeit wieder in West-Berlin. Natürlich hatte ich schon die Absicht, zu flüchten. Nicht, dass ich mich in der DDR fürchterlich schlecht fühlte. Aber die Tatsache, dass man so bevormundet wurde und vor allen Dingen nicht reisen konnte, das hat mich gestört. In dem Alter ist das ja wichtig, dass man die Welt sehen will. Damals konnte man ja kaum in die Tschechoslowakei und nach Polen fahren. Das war damals noch viel schwieriger als in den späteren Jahren. Ich habe meine Flucht schon so langsam vorbereitet. Am 12. August 1961 war ich mit meiner Freundin bei meiner Mutter in Charlottenburg. In der Nacht sind wir wieder nach Ost-Berlin gefahren. Ich wohnte damals im Prenzlauer Berg. Zufälligerweise drückte ich am nächsten Morgen die Nachrichten an und bin fast aus dem Bett gefallen. Als wir nachts um halb eins über die Friedrichstraße zurückgefahren sind, war nichts zu merken. Nun hieß es, die Grenze ist abgeriegelt. Wir waren fürchterlich entsetzt, wobei wir in dem Moment erst mal gar nicht an Flucht gedacht haben. Ich dachte, das kann ja nicht sein. Jetzt muss irgendwas passieren, so was wie am 17. Juni 1953. Deshalb sind wir in die Innenstadt gegangen. Unter den Linden und am Brandenburger Tor waren wir. Aber es lief alles relativ ruhig ab. Offensichtlich hat sich das Volk das alles ganz gut gefallen lassen. Es gab zwar eine ganze Menge Proteste, aber die Situation war ja sehr martialisch. Da fuhren Panzer auf und die Kampfgruppen standen an der Grenze. Dadurch war natürlich ein großes Einschüchterungspotential da.

In den ersten Tagen konnte meine Mutter mich noch besuchen. Ich habe ihr schon mein Diplomzeugnis mitgegeben, zusammengefaltet in ihrer Tasche versteckt. Nach zehn Tagen ging das auch nicht mehr, da durften die West-Berliner nicht mehr nach Ost-Berlin fahren. Da war es für mich klar, irgendein Weg muss nun gefunden werden. Wir haben alle möglichen Sachen versucht und überlegt. Aber den Mut, so richtig über die grüne Grenze zu gehen und mich dann vielleicht erschießen zu lassen, den hatte ich nicht. Meine Freundin wollte das

 © FWU Institut für Film und Bild

auch nicht. Es gab ja schon die ersten Toten ab Ende August. Um etwas Abstand zu gewinnen von diesen Überlegungen, sind wir für ein paar Tage nach Dresden gefahren. Im Bühlauer Bad, einer bekannten Badeanstalt in Dresden, habe ich zwei ehemalige Kommilitonen getroffen. Von denen habe ich erfahren, dass es die Möglichkeit der Flucht durch die Kanalisation gab. Am selben Tag bin ich nach Berlin zurück gefahren. Durch einen Studienfreund bekam ich sofort Kontakt mit einer Gruppe, das waren vier Mädchen und ein Mann, die durch die Kanalisation gehen wollten. Die waren ganz froh, dass noch ein zweiter Mann dazu kam, um den Deckel aufzumachen. Aber sechs war eben das Maximum, weil das ja auch relativ schnell gehen musste. Da habe ich dann mit meiner Freundin gesprochen und ihr gesagt: „Also, ich gehe heute mit, du bleibst erst mal noch hier. Wenn ich drüben bin, werde ich das ganz schnell organisieren, dass du dann in der nächsten oder übernächsten Gruppe rüber kommst."

Die Flucht

„Meine Flucht lief in der Nacht vom 7. zum 8. September 1961. Wir haben uns nachts um eins in der Gleimstraße getroffen. Das liegt in der Nähe der Schönhauser Allee. Wir waren zu sechst, der siebente war der so genannte Deckelmann. Das war derjenige, der nachdem alle eingestiegen waren, den Deckel wieder zumachen musste. Er ist erst mal im Osten geblieben und dann vielleicht mit der nächsten Gruppe abgehauen. Wir haben so bis um halb zwei gewartet, bis es auf der Straße ruhig war. Solange standen wir in einem Hauseingang. Wir beiden Männer haben dann erst mal diesen Deckel mit Hilfe von Haken aufgemacht. Das ist ja oben ein schwerer gusseiserner Deckel und unten drunter ist noch ein Blechdeckel, so eine Art Laubfang. Das musste man alles rausnehmen. Dann ging es los. Der andere Mann ist als erster eingestiegen, dann nacheinander die vier Mädchen. Wir waren alle so im gleichen Alter, zwischen 20 und 25 Jahren. Ich bin als Letzter hinterher und habe dabei dem Mädchen vor mir fürchterlich auf die Finger getreten. Sie hatte die Hand noch auf der Leitersprosse und ich bin ihr so richtig draufgetreten. Sie stöhnte ein bisschen, na ja und dann sind wir durch. Ich hörte noch, wie der Deckel oben zuging. Es ging vielleicht 200 Meter die Gleimstraße entlang, am Anfang hatte der Kanal vielleicht eine Höhe von einem Meter dreißig. Man musste also gebückt gehen. Weiter Richtung Wedding wurde er dann aber immer größer. Das war so ein alter gemauerter Hauptsammler, ein Mischsystem, also Schmutzwasser und Regenwasser zusammen. Es war eigentlich sehr ekelhaft, aber das spielte in dem Moment keine Rolle. In der Ferne sahen wir schon das Aufblitzen einer Taschenlampe. Wir wussten ja, dass Studenten auf der Westseite in der Kanalisation sind und uns erwarten. Ein Problem gab es noch, das war uns erst gar nicht so klar. An der Grenze war schon ein Gitter in der Kanalisation ein-

 © FWU Institut für Film und Bild

gebaut, seit der Zeit nach dem 17. Juni 1953, soweit ich weiß. Es hatte aber unten Bodenfreiheit. Wenn man nicht allzu dick war, konnte man unten drunter durchrutschen. Man musste also wirklich auf Deutsch gesagt in die Scheiße tauchen. Die Kanalisation machte dann so einen Knick im Westen und war vom Osten nicht mehr einsehbar. Dort wurden wir von den Studenten empfangen. Über dem Gullydeckel stand ein VW–Bus. Wir sind rein in den Bus, Deckel zu und weggefahren. Das war also meine Flucht.
Ich bin dann in der Nacht zu meiner Schwester gegangen und am Morgen kam meine Mutter. Da war natürlich die Freude groß. Das Problem war natürlich jetzt die Freundin, die im Osten saß. Und da begannen dann die Schwierigkeiten. Ich habe sofort Kontakt aufgenommen mit den Studenten, die das organisierten und musste feststellen, dass schon Hunderte auf eine Fluchtmöglichkeit warteten. Man musste sich sozusagen in die Warteliste einreihen, bis man dran war. Jeder, der rüber kam, hatte eben wieder einen oder mehrere Freunde, die auch weg wollten. Bis meine Freundin dran war, hat es vier bis fünf Wochen gedauert. Inzwischen war diese Fluchtmöglichkeit auch den Vopos und der Stasi bekannt geworden und es wurde viel strenger kontrolliert. Von der Gruppe, mit der meine Freundin flüchten wollte, sind zwei in der Kanalisation geschnappt worden. Die anderen vier waren noch nicht eingestiegen und konnten in dieser Nacht noch verschwinden. Das war irgendwann Anfang, Mitte Oktober. Meine Freundin wurde an dem Abend noch nicht geschnappt, aber wenig später wurde sie wie alle anderen verhaftet. Im Dezember 1961 gab es einen großen Prozess in Halle mit sehr hohen Haftstrafen: zweimal acht Jahre, einmal sieben, zweimal sechs und einmal fünf Jahre. Das muss man sich mal vorstellen. Es waren alles Leute von Anfang zwanzig, gerade mit dem Studium fertig. Meine Freundin bekam sieben Jahre. Das hat mich natürlich in eine emotionale Hasssituation gebracht. Ich hatte ja kein besonders gutes Verhältnis zu diesem Staat, aber durch diese Terrorurteile wurde es viel schlimmer. Durch das, was an der Mauer in den ersten Monaten passierte, war man ganz schön emotional aufgewühlt. Wir hatten ja alle Freunde in der DDR, von denen wir genau wussten, die wollen weg. So wurde der Gedanke geboren, wie können wir helfen, was können wir machen. Das war sozusagen zwingend notwendig. Und eine dieser Möglichkeiten, die dann in den Gesprächen auftauchte, war eben einen Tunnel zu bauen.“

Fluchthilfe

„Mitte Oktober, ich war vielleicht vier oder fünf Wochen in West-Berlin, da klingelt es sonntags früh an der Tür und Hasso Herschel steht davor. Er war in der Nacht mit einem Schweizer Pass über den Checkpoint Charlie abgehauen. Da war natürlich die Freude groß, denn wir

 © FWU Institut für Film und Bild

waren seit seiner Entlassung aus dem Zuchthaus eng befreundet. Von dem Zeitpunkt an sind wir viel zusammen gewesen und haben gemeinsam überlegt, was wir machen können. So wurde die Tunnelidee geboren. Wir lernten dann die beiden Italiener kennen und ein paar andere Leute. Die Italiener hatten eine sehr gute Stelle in der Bernauer Straße, da wurde, dieser etwa 140 Meter lange Tunnel bis zum 14. September 1962 gebaut. Das war eine harte Arbeit. Ich war eigentlich der einzige damals, der schon im Berufsleben stand. Ich war ja schon Bauingenieur und habe bei einer kleinen Berliner Baufirma gearbeitet. In der Regel habe ich an den Wochenenden mit gegraben. Manchmal habe ich nur zwei, drei Stunden im Keller geschlafen und bin dann früh arbeiten gegangen. Da ich ja ein bisschen Ahnung von Vermessungskunde hatte, habe ich in der Regel die Vermessung zusammen mit Achim Neumann gemacht. Es war ein unglaubliches Glücksgefühl, als das dann mit der Flucht am 14. September geklappt hat und man die Freunde begrüßen konnte. Unter den Flüchtlingen war die Schwester von Hasso. Sie war mit einem meiner besten Freunde verheiratet, mit dem ich zusammen studiert hatte.“

Der Tunnel zur Brunnenstraße 45

„Der Eindruck vom Erfolg des ersten Tunnels saß natürlich sehr tief, zumal er zu dem Zeitpunkt, als er in Betrieb war, nicht von der Stasi entdeckt worden ist. Erst Ende September haben sie was gemerkt. Aber dieser Tunnel ist weder verraten worden, noch die Arbeit selbst oder der Durchbruch wurden bemerkt. Es lief also hervorragend - bis auf diesen unangenehmen Wassereinbruch, der ja dann auch zum Ende geführt hat. Durch diese Erfahrung war die Hoffnung geweckt, mit einem zweiten Tunnel, der in einem gewissen zeitlichen Abstand gebaut wird und woanders hinführt, den man noch viel perfekter macht, nun mit Sicherheit einen vollen Erfolg zu starten. Deswegen ist dann ein paar Wochen später ein neuer Tunnel begonnen worden. Er ist vom gleichen Ausgangspunkt ausgegangen, aber drei bis vier Meter tiefer angesetzt worden. Dieser Tunnel führte nicht zur Schönholzer Straße, sondern von der Bernauer Straße nach rechts zur Brunnenstraße. Ich glaube, das Ziel war die Hausnummer 45.Wenn man vom Westen guckte, lag das Haus auf der linken Seite der Brunnenstraße außerhalb des Sperrgebietes. Die Brunnenstraße hatte ja den Vorteil, dass man sie vom Westen gut einsehen konnte. Das Ziel musste in einer Entfernung unter zweihundert Metern liegen, denn der Tunnel konnte ja nicht wer weiß wie lang sein.

Soweit ich weiß, ist ein guter Freund von mir rüber gegangen und hat sich die Örtlichkeit so ein bisschen angesehen und uns dann darüber informiert. Er war Westdeutscher, kam aus Hamburg und konnte deshalb nach Ost-Berlin fahren. Das war ein Mann mit Nerven wie ein

 © FWU Institut für Film und Bild

Strick. Äußerlich machte er gar nicht so den Eindruck, aber der hat das ganz clever durchgezogen, rüberzufahren und in den Keller zu gehen. Das war ja nicht so ohne, denn das Haus lag immerhin sehr nahe am Grenzbereich. Da konnte alles Mögliche passieren. Er ist in der letzten Phase auch als Kurier eingesetzt worden.

Wir waren uns natürlich darüber im Klaren, dass wir beim ersten Tunnel auch Glück gehabt haben, dass es keine undichte Stelle gab, wo jemand was verraten hat. Außerdem war es doch ein ganz schönes Begängnis in dieser Fabrik im Westen. Wir sind ja alle, nachdem wir gearbeitet hatten, wieder nach Hause gegangen. Und es wurden Materialien hin transportiert oder Verpflegung. Nun haben wir uns überlegt, wie kann man das unauffälliger machen. Deshalb wurde beschlossen, dass diejenigen, die im Tunnel arbeiten sollten, gewissermaßen im Keller kaserniert wurden. Nur die zwei, die eben die Versorgung übernahmen, gingen rein und raus. Es kann sein, dass jemand vielleicht einmal den Keller verlassen hat, weil er Zahnschmerzen hatte oder ähnliches. Ansonsten haben die Leute aber die ganzen Wochen, während gebuddelt wurde, in diesem Keller gelebt. Soweit ich mich erinnere, habe ich überhaupt nicht mehr mitgegraben, sondern nur die Vermessungen gemacht - wieder mit Achim Neumann zusammen.

Wenn man da nicht immer mitgearbeitet hat, war es wirklich ein bisschen beängstigend. Man muss sich das mal vorstellen: Da ist ein Keller, der hat eine Höhe von zwei Meter zwanzig bis zur Decke. Und von der Kellersohle aus geht ein Loch runter, das sechs, sieben Meter tief ist. Da guckt man wie in einen tiefen Brunnenschacht. Auf einem Brett muss man sich mit dem Flaschenzug runterlassen. Unten geht es horizontal weg. Im Tunnel drin hört man die Straßenbahn und am Ende sogar die U-Bahn rattern. Da ich nun auch nicht mehr soviel mitgearbeitet habe, hatte ich schon ein beklemmendes Gefühl, wenn ich da war. Dieses Loch von sieben Meter Tiefe war richtig erschreckend. Das ist ja wie auf einer Baustelle, da gibt es öfter mal Verletzte bei Unachtsamkeiten. Aber bei uns ist nie etwas passiert, das ist schon verwunderlich.

Ich war also dafür zuständig, dass der Tunnel in die richtige Richtung ging. Wir mussten einen bestimmten Punkt im Osten ansteuern. Aber die Vorstellung, dass man so einen Tunnel ganz gerade in einer bestimmten Winkelrichtung graben kann, stellte sich schon beim ersten Tunnel als Trugschluss heraus. Es lag an dem Boden, der sehr unterschiedlich hart war. Ab und zu gab es auch weichere Schichten. Dadurch war der Tunnel mehr oder weniger eine Schlangenlinie. Um trotzdem den Endpunkt zu erreichen, musste man richtig mit einem Theodoliten vermessen. Man musste also Winkelzüge anlegen, und dann auf einer Karte genau diese Winkelzüge abtragen, damit man immer ungefähr wusste, wo man ist. Von dem jeweiligen Endpunkt des Tunnels, ob nun bei siebzig, achtzig oder hundert Metern wurde immer

 © FWU Institut für Film und Bild

wieder die letzte Winkelgerade zum Endpunkt gemessen. Man musste das so einmessen, dass man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit genau unter der Mitte des Hauses rauskam, zu dem man wollte. Die Hoffnung war immer, dass man genau vermessen hatte. Man wusste nicht, hat es nun wirklich so geklappt? Wir hatten zwei Karten im Maßstab 1:1000, die genau auf Nord–Süd ausgerichtet sind. Durch den kleinen Erdgeschoßraum haben wir auch einmal einen Punkt draußen im Freien angepeilt und unseren Winkelzug daran angeschlossen. Aber es war natürlich nicht so genau. Erst mal war es schwierig mit dem Theodoliten in diesem vielleicht nur achtzig Zentimeter hohen Tunnel zu vermessen. Wir hatten ein ganz kleines Stativ und konnten das also relativ schwer auf die genaue horizontale Stellung einnivellieren. Endgültige Klarheit konnte es erst beim Durchbruch geben.

Schon vor dem Durchbruch haben wir die Brunnenstraße auf der Ostseite genau beobachtet. Wir hatten einen Beobachtungsposten in der Brunnenstraße, Ecke Bernauer Straße. Wenn man von der Brunnenstraße in Richtung Grenze guckte stand auf der rechten Seite ein Eckhaus, das damals schon weitgehend entmietet war. Auf dem Dach war so ein turmähnliches Gebilde, da saß lange vor dem geplanten Ausstieg, der ja dann leider nicht geklappt hat, jemand von uns. Von dort aus konnte man dieses Haus Brunnenstraße 45 sehr gut beobachten. Meine Frau oder Oskar haben öfter da oben gesessen. Am Ende gab es dann noch eine Telefonverbindung vom Ausguck zum Tunnel mit einem Feldtelefon.

Zweimal haben wir versucht, den Tunnel aufzumachen. Der erste Versuch scheiterte, weil die Vermessung diesmal doch nicht so gut geklappt hat. Irgendwie sind wir auf dem Hof rausgekommen. Dann wurde noch mal ein Stück gegraben, so dass man dann mit Sicherheit unterm Haus war. Das war nach meiner Erinnerung ungefähr zwei, drei Tage später, also nicht am vereinbarten Termin, was natürlich große Komplikationen wegen der Benachrichtigung der Flüchtlinge mit sich brachte. Die Leute mussten ja wieder informiert werden oder eine Absage bekommen. Ich hatte das Losschicken der Kuriere in der Hand. Wir haben Listen geführt, wer benachrichtigt werden muss und wie das aufgeteilt wird. Es wurde genau überlegt, welcher Kurier wo hingeht. Immerhin war es eine beachtliche Zahl von Flüchtlingen, die wir holen wollten. Das lag bei ungefähr fünfzig, sechzig Personen.

Wir waren ja eigentlich sehr hoffnungsvoll, weil das so perfekt gemacht war, eigentlich viel konspirativer als beim ersten Mal. Aber diese große Zahl war natürlich auch eine Gefahr. Bei fünfzig Leuten kann eben auch einer dabei sein, der vielleicht Spitzel ist und keiner weiß es.

Zur Absicherung sollte wie beim ersten Tunnel an diesem Ausguck an der Ecke Brunnenstraße irgendein Tuch rausgehängt werden. Das rote Tuch bedeutete absoluter Abbruch der Aktion. Das hing dann auch. Ich erinnere mich noch an Gespräche, dass sich Leute in der Bernau-

 © FWU Institut für Film und Bild

er Straße im Westen aufgeregt haben, dass da eine rote Fahne hängt. Die haben das natürlich nicht als Warnsignal verstanden, sondern als irgendeine Demonstration.

Nach diesem sozusagen misslungenen Tunnel war dann für mich eigentlich Ruhe, was die Tunnelbauerei anbetraf. 1971 habe ich noch mal mitgemacht. Ich wusste von Hasso, dass da immer noch recht erfolgreich Fluchthilfeunternehmungen liefen. Hasso ist wohl auf die Idee gekommen, dass es eigentlich nach so langer Zeit wahrscheinlich gar nicht mehr erwartet wird, dass noch mal ein Tunnel gebaut wird. Von diesem Eckhaus in der Brunnenstraße, wo damals dieser Beobachtungspunkt auf dem Dach war, wurde gegraben. Der Tunnel war auch fast fertig, wir waren bis auf zehn Meter an den Endpunkt heran, bis man eben durch irgendeine Ultraschalluntersuchung im Grenzstreifen den Tunnel gefunden hat. Dann sind Bagger aufgefahren und man hat ein Riesenloch ausgehoben, bis die immerhin bei acht Metern Tiefe liegende Röhre gefunden war. Da war an der Ecke auf West-Berliner Seite so ein Podest, wo man raufgehen und über die Mauer rübergucken konnte. Von dort haben wir dann dem Bagger zugeguckt. Da hatten wir die Sache aber schon abgeblasen. Auf diesem Holzpodest stehend hat man uns vom Osten auch fotografiert."

Ulrich Pfeifer auf dem Aussichtsturm in der Bernauer Straße,
Foto des MfS, 1970, MfS BV Ddn AOP 724/79 Bild 508

 © FWU Institut für Film und Bild

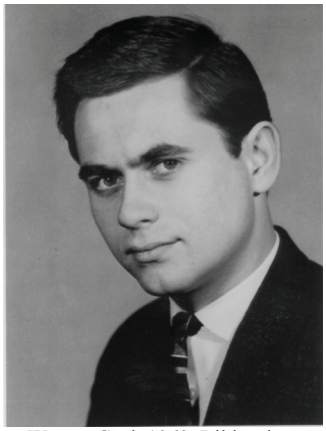
DVD

Der Mauerbau im DDR-Unterricht

46 02332

Biographien von Flüchtlingen und Fluchthelfern[1]

Werner Coch



Werner Coch 1962, Bild: privat

1941	in Herrnhut geboren
1959	Abitur
1959	Studium der Verfahrenstechnik an der TU Dresden
Oktober 1962	Verhaftung wegen Fluchtvorhaben, 10 Tage Untersuchungshaft beim MfS; anschließend Beurlaubung vom Studium, Arbeit als technischer Zeichner
18. Februar 1963	Verhaftung wegen Fluchtversuch, Untersuchungshaft in der zentralen Untersuchungshaftanstalt des MfS Berlin-Hohenschönhausen und in der Untersuchungshaftanstalt des MfS in Rostock
15. August 1963	Verurteilung zu 1 Jahr und 9 Monaten Gefängnis wegen Verbindung zu versuchter Republikflucht, Strafvollzug in Bützow-Dreibergen
16. November 1964	Entlassung aus dem Strafvollzug
1964/65	Arbeit in einem Chemiefaserwerk
1965	Fortsetzung des Studiums in Dresden
ab 1968	Diplomingenieur für Verfahrenstechnik in einem Chemiefaserwerk
seit 1990	Amtsleiter für Wirtschaftsförderung, Referent, Geschäftsführer

[1] Quelle: Maria Nooke: Der verratene Tunnel, Edition Temmen, Bremen 2002, S. 116-121.

 © FWU Institut für Film und Bild

„Ich wurde als Deutscher von Deutschen gefangen, weil ich von Deutschland nach Deutschland gegangen.“ Aus einem Zeitzeugengespräch mit Werner Coch

Die Vorgeschichte

„Meine Mutter stammte aus Bremen und mein Vater aus Thüringen, aus dem Grenzgebiet zu Hessen. Das hatte zur Folge, dass wir sehr viele Verwandte in Westdeutschland hatten. Meine Schulferien habe ich mehrfach in Bremen und Frankfurt am Main verbracht. Wir sind zu Hause als Deutsche erzogen worden, nicht als DDR-Bürger. Deshalb haben wir auch keine DDR-Identität entwickelt. So hatten wir zum Beispiel in unserem Kinderzimmer immer eine Deutschlandkarte hängen. Mein Bruder hat 1956 eine Radtour durch Westdeutschland gemacht, das hatte mich fasziniert. Reisen war immer ein Thema für mich.

Durch die Schulausbildung kam dann das Interesse für Sprachen und Geographie hinzu. Ausgelöst durch die Reise meines Bruders haben mein Freund und ich im Winter 56/57 ähnliche Reisepläne gemacht. Wir wollten mit dem Fahrrad durch die ganze Bundesrepublik fahren. Etwa im April 1957 kam dann aber ein Erlass, dass Schüler und Studenten nicht mehr fahren durften. Das ist heute gar nicht mehr so bekannt. West-Berlin war ja noch offen, die Mauer stand noch nicht, trotzdem gab es schon Reiseverbote. 1959 habe ich Abitur gemacht. In dieser Zeit hörte ich von einigen Studenten, die einfach von West-Berlin nach Hannover geflogen sind und sich dann in Westdeutschland frei bewegt haben. Das hat mich natürlich sehr gereizt. Ich habe für den 17. Juli 1961 einen Flug nach Hannover gebucht und bin dann rüber geflogen. Es gab eine sehr günstige Variante für Oststudenten: Reisen mit Jugendherbergsausweis und Kontaktscheinen. So habe ich mir viele Dinge im Westen selber angesehen. Sogar einen zeitweiligen Bundesreisepass habe ich mir besorgt und bin damit in der Schweiz gewesen, in Italien und Frankreich. Das waren für einen Zwanzigjährigen schon Höhepunkte, fand ich. Der Rückflug war für den 23. August gebucht. Aber dann passierte es. In Heidelberg, an einem Sonntag, fiel mir auf einmal eine Bildzeitung auf. Ich bin sonst kein Bildzeitungsleser, aber die war wirklich eindrucksvoll. Auf der ersten Seite waren Volkspolizisten zu sehen, und das ganze Blatt war mit Stacheldraht umrahmt. Das war also die Spitzenmeldung über die Mauer. Da stand ich nun vor der Frage, was ich mache. Ich hab an meine Eltern gedacht, an meine Freundin und an das Studium. Nominell hatte ich vier Semester hinter mir, aber ein Semester war das so genannte Vorpraktikum. Ich wusste, dass im Westen nur reale Studiensemester anerkannt wurden und man vier Semester vorweisen musste, um weiterstu-

 © FWU Institut für Film und Bild

dieren zu können. Das heißt, ich hätte im Westen das Abitur wiederholen und das Studium von vorn beginnen müssen. Diese Überlegung spielte mit eine Rolle, dass ich mir gesagt habe, jetzt musst du das erstmal überschlafen und darüber nachdenken. Und dann habe ich meine Reise fortgesetzt, hab mir noch Speyer, Trier, die Mosel und Lahn angesehen. Ein paar Tage vor dem Abflugtermin in Hannover hab ich dann einen postlagernden Brief von meinen Eltern gefunden mit der Bitte: „Komm bloß nach Hause, Junge." Auch meine Verwandten in Bremen waren etwas ratlos. Sie haben gedacht, wenn der Junge hier bleibt, dann haben wir ein Problem. Das habe ich gespürt. Diese vielen einzelnen Punkte haben dann dazu geführt, dass ich gesagt habe: „Okay, ich gehe wieder zurück." Ich bin also nach West-Berlin zurückgeflogen. Mein Onkel aus Schlachtensee hat mir einen Brief aufgesetzt, dass ich als Babysitter während seines Urlaubs in West-Berlin gewesen wäre und warten musste, bis er wieder zurück war. Demzufolge könne ich erst jetzt zurückkehren. Mit dem Brief in der Hand und mit gemischten Gefühlen bin ich dann auf der West-Berliner Seite der Mauer entlang gelaufen. Ich habe immer noch mit mir gekämpft, ob ich wirklich zurückgehe.

Am Grenzübergang Heinrich-Heine-Straße lief es dann eigentlich problemlos. Sie haben natürlich kontrolliert und gefilzt und gefragt und alles Mögliche gemacht, aber es hat mich letztendlich nicht weiter berührt. Ich war dann entlassen und praktisch wieder ein freier Mensch, bin nach Hause gefahren und hab mein Studium in Dresden wieder aufgenommen.

An den ersten Vorlesungstagen rumorte es schon an der Hochschule. Ende September oder Anfang Oktober 1961, an einem Sonnabend nach einer Vorlesung, wurden die Hörsaaltüren verriegelt. Da standen dann so Rausschmeißer mit entsprechenden Proportionen vor der Tür. Wir waren ungefähr 200 Studenten im Saal. Uns wurde gesagt, ihr unterschreibt jetzt, dass ihr bereit seid, jederzeit zur Volksarmee zu gehen, wenn der Staat euch ruft. Es gab ja noch keine Wehrpflicht. Der Sonnabendmittag war natürlich ein ganz geschickt gewählter Zeitpunkt. Jeder hatte irgendetwas vor. Manche wollten nach Hause fahren, manche hatten vielleicht auch nur Hunger. Nach mehreren Stunden waren nur noch zwei übrig. Der eine war ein Pfarrerssohn und der andere war ich. Ich habe dann unterschrieben, nachdem ich wenigstens die Formulierung irgendwie zu modifizieren versuchte, dass sie nicht ganz so schlimme Konsequenz haben würde. Aber wenn es hart auf hart gekommen wäre, hätte man diese Unterschrift sicher doch verwendet, um mich einzuziehen. Durch dieses Erlebnis entstand bei mir der Eindruck, jetzt kommen andere Zeiten, jetzt werden die Zügel angezogen, jetzt macht der Staat mit seinen Bürgern, was er will.

Ein weiteres Erlebnis aus dieser Zeit war der Geburtstag meiner Schulfreundin Ulla Hoffmann. Bei diesem Geburtstag haben wir den Sommer 61 besprochen und eine richtige Be-

 © FWU Institut für Film und Bild

standsaufnahme gemacht. Einige unserer Freunde waren am 13. August drüben und sind dort geblieben, andere haben den Mauerbau gar nicht mitgekriegt, weil sie an der Ostsee waren. Außer mir gab es noch eine Mitschülerin, die zurückgekommen ist. Deren Mutter hat die Hände überm Kopf zusammengeschlagen und gesagt: „Was machst du hier? Die Gelegenheit hättest du doch nutzen müssen und hättest drüben bleiben sollen.“ Dabei wurde mir bewusst, wie unterschiedlich man das auffassen kann. So war der Herbst. Ende 1961 sind die ersten Fluchtversuche von Freunden geglückt. Seitdem trugen Eberhard Zutz, Ulla Hoffmann und ich uns mit dem Gedanken, auch rüber zu gehen.“

Fluchtversuche

„Im Februar 1962 kam ein Angebot, mit falschen Pässen über die Fähre nach Kopenhagen zu flüchten. Das lief so ab, dass man seine Pässe über Kuriere bekommen hat. Man musste seine neue Lebensgeschichte, die in dem Pass zum Ausdruck kam, lernen und sich darauf vorbereiten, den Kontrolleuren im Zug jede Frage zu beantworten. Außerdem wurden das Gepäck und die Kleidungsstücke so präpariert, dass keine Osterzeugnisse erkennbar waren. Die Sache muss dann einige Tage vorher aufgeflogen sein, wahrscheinlich hatte die Ostpolizei die Methode herausgefunden. Die Kuriere, die am Abend vorher mit dem Zug mitgefahren sind, um zu beobachten, ob die Flüchtlinge gut durchkommen, haben von Kopenhagen aus angerufen und gesagt, da ist was passiert, da sind welche abgeführt worden. Ihr könnt die Flucht jetzt nicht riskieren. Uns ist diese Nachricht durch Zeichengebung in der Bahnhofshalle mitgeteilt worden. Da haben wir dann einen Rückzieher gemacht und sind wieder nach Hause gefahren. Damit war die Geschichte zunächst abgeschlossen. Der Gedanke, rüber zu gehen, blieb natürlich erhalten.

Bei mir war der zweite Versuch der, dass ich im Oktober desselben Jahres nach Polen gefahren bin. In Danzig habe ich die Möglichkeiten im Hafen ausgekundschaftet und bin in das Schwedische Konsulat gegangen. Ich dachte, vielleicht können die irgendwie helfen. Als ich das zweite Mal aus dem Konsulat herauskam, wurde ich von so ein paar Typen eingekreist, in ein Auto gezerrt und fand mich schließlich bei der Polizei in Danzig wieder. Ich habe auf harmlos plädiert, von meiner schwedischen Brieffreundin erzählt und gesagt: „Ich wollte mich eigentlich nur erkundigen, ob man da hinfahren kann oder nicht.“ Sehr schnell wurde ich dann den DDR-Behörden überstellt. Über Stettin und Pomellen bin ich nach Neustrelitz gekommen, das erste Mal in die Hand der Staatssicherheit. Das war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Die polnischen Polizisten haben mir im Auto Schokolade angeboten und sich mit mir unterhalten. Ich mit meinen zweihundert Vokabeln Polnisch und der Polizist haben geschnackt, das war eine echt menschliche Beziehung. Die Stasi-Leute waren dagegen eiskalt

 © FWU Institut für Film und Bild

und abweisend. Sie haben mit ganz primitiven Tricks versucht, etwas aus mir herauszubekommen. Dazu wurde ich in die Dunkelkammer gesperrt und hinterher in das helle Licht gebracht, so dass ich erst mal geblendet war. Und dann hat man mich ausgefragt. Ich bin aber konsequent bei meiner Aussage geblieben, dass ich mich nur in Bezug auf die Schwedin erkundigen wollte. Weil ich damals Wohnsitz in Dresden hatte, wurde ich mit Handschellen und Decke drüber in einen Pkw gesetzt und nach Dresden überführt. Die Fahrt ging durch Berlin. An jeder Ampel oder Kreuzung hat man aus dem Fenster einen Meter entfernt die Zivilisten gesehen. Und man saß da drin in Handschellen, der Zivilist ahnte gar nicht, was für ein Typ im Auto sitzt. Die Handschellen waren ja nicht erkennbar. Die Fensterkurbeln oder Griffe sind natürlich von innen ab bei solchen Fahrzeugen. Insofern hätte es auch keinen Sinn gehabt, irgendwelche Fluchtversuche zu unternehmen. In Neustrelitz hatte ich einen wunderbaren Spruch gefunden, den irgendein Gefangener in einen Trinkbecher eingeritzt hatte. Der trifft den Nagel auf den Kopf. „Ich wurde als Deutscher von Deutschen gefangen, weil ich von Deutschland nach Deutschland gegangen.“ Dieser Spruch hat mich manches Mal aufgerichtet. In Dresden habe ich dann Haftbeschwerde eingereicht und bin nach insgesamt zwölf Tagen tatsächlich entlassen worden. In der kurzen Zeit im Stasi-Knast in der Bautzener Landstraße habe ich eine Menge gelernt. Wenn das Licht abends in der Zelle ausging, begann so ein allgemeines Klopfen. Ich wusste nicht, was das bedeutet, bis mir der Zellennachbar das systematisch beigebracht hat. Klopfzeichen sind im Knast ein sehr stark verbreitetes Kommunikationsmittel. Als ich wieder draußen war und mich mit meinen Freunden Eberhard und Ulla traf, habe ich denen gesagt: „Also wenn ihr mal in irgendeine Verlegenheit kommt, so und so funktioniert das. Dann braucht ihr das nicht erst zu lernen, das wisst ihr dann schon.“ Na ja, so kam es letztendlich auch.

Ich hatte durch diese Ereignisse den Semesterbeginn verpasst und habe mich wegen der Versäumnisse vom Studium beurlauben lassen. Übergangsweise arbeitete ich als technischer Zeichner im Kernforschungszentrum in Rossendorf. Aus diesem Arbeitsverhältnis heraus bin ich dann später verhaftet worden und habe von dort mein Kündigungsschreiben bekommen.

Jedenfalls hatte ich mir damals vorgenommen, jetzt musst du erst mal die Dinge so hinnehmen, wie sie sind, und wieder den Anschluss an das Studium finden. Aber dann kam im Februar 1963 ein neues Angebot. Da soll ein Tunnel für uns gebaut worden sein. Ich hatte das Vertrauen vom ersten Mal, dass schon genug Sicherheiten eingebaut sein müssten, die einen rechtzeitigen Rückzieher erlauben würden, wenn Gefahr droht. Und deshalb bin ich erst mal mitgegangen und hab einige Kuriere kennen gelernt, die Informationen brachten. Es führte am Ende dazu, dass ich am verabredeten Termin zu dem entsprechenden Tunneleingang mar-

 © FWU Institut für Film und Bild

schiert bin. Und die Sicherheiten, die da sicher noch gewesen sind, habe ich alle irgendwie ignoriert. So ein bisschen mit dem Kopf durch die Wand bin ich losmarschiert.
Ich habe davon nur noch ein Bild vor mir: Ich weiß, dass das Haus auf der rechten Seite war und dass man schon die Mauer sah; Straßenlampen, Bäume und doch noch Menschen, aber abnehmend. Dann ist da der Toreingang gewesen, so eine Durchfahrt, die wahrscheinlich zu einem Hinterhaus geführt hat. Die Aufgänge zu den Wohnungen waren links und dieser Kellereingang, der war rechts. Ich habe nur die Tür aufgemacht und den Spruch gesagt: „Wohnt hier Herr Lindemann?“ Die Anweisung war, wenn keine Antwort kommt, sollte man einen Rückzieher machen. Und da kam keine Antwort. Na ja, einen Schreck habe ich schon gekriegt und gedacht, jetzt musst du sehen, dass du hier heil wieder raus kommst. Als ich aus der Haustür getreten bin und wieder auf der Straße stand, haben sie mich umstellt und festgenommen.“

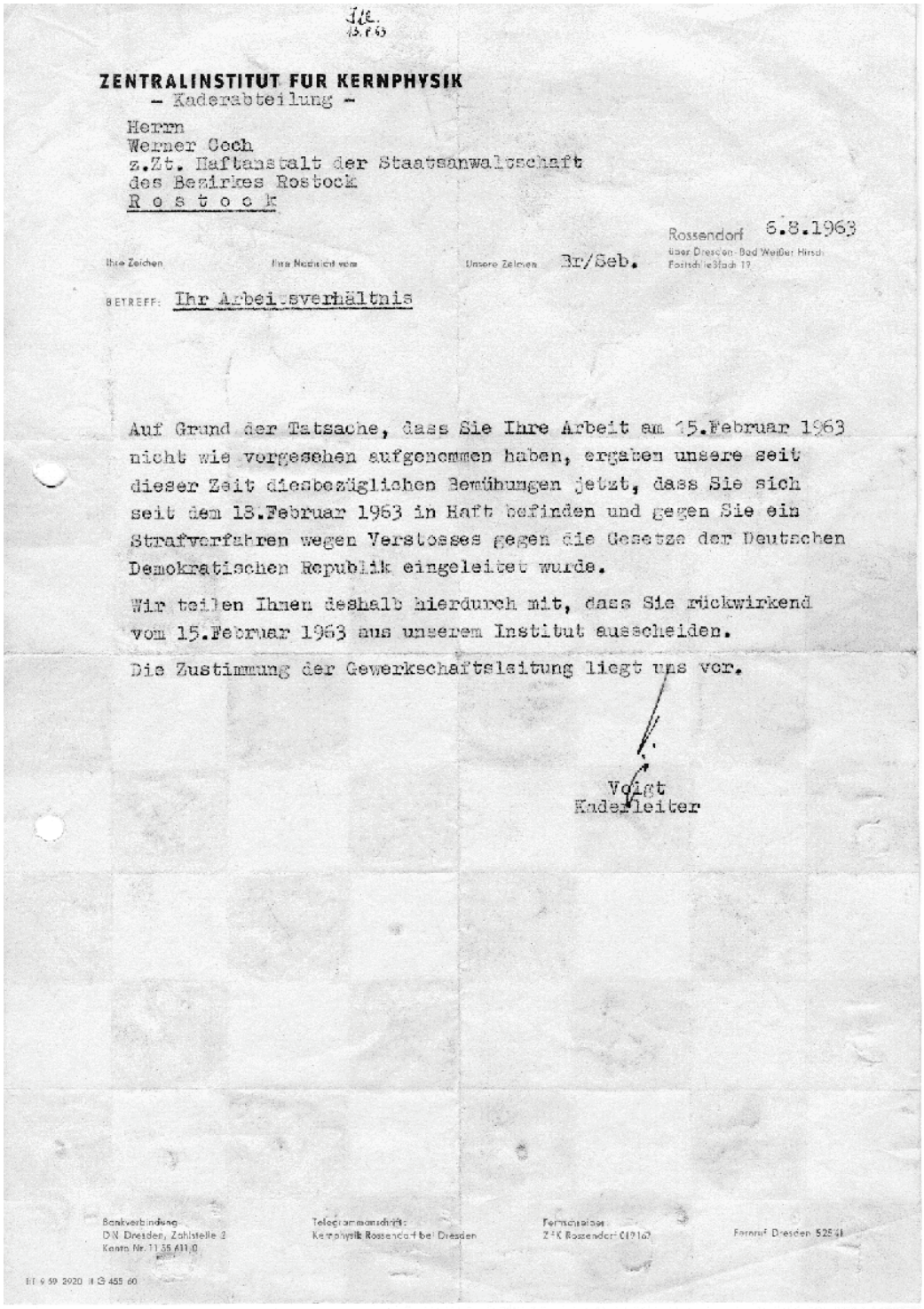
Die Haft

„Zuerst wurde ich in die Magdalenenstraße gebracht, dann kam die Überführung nach Hohenschönhausen. Dort begannen die Verhöre. Ich hatte ein Adressbuch mit, weil ich ja vom Erfolg der ganzen Aktion überzeugt war und hinterher auch bestimmte Dinge erledigen wollte. Und da waren dummerweise auch von weiteren Beteiligten die Adressen drin. Die haben sehr schnell die Zusammenhänge herausbekommen. Sicher haben wir uns alle auch in Widersprüche verwickelt, so dass die Geschichte letztendlich nicht mehr zu leugnen war. Trotzdem hat die Untersuchungshaft in Hohenschönhausen fünf Monate gedauert, im sechsten Monat wurden wir nach Rostock verlegt. Das lag daran, dass das Bezirksgericht Berlin überlastet war und diese ganzen Fälle auf die Bezirksstädte verteilt hat.
Und dann hat man uns dort verurteilt. Ich habe ein Jahr und neun Monate Gefängnis bekommen. Dazu muss ich sagen, diese Paragraphen, die sie uns alle vorgeworfen haben, die kannte man ja gar nicht. Sicher hatte man schon was vom Passgesetz gehört, aber Verbindungsaufnahme zu feindlichen Organisationen und dergleichen, das war einem ja ein Buch mit sieben Siegeln.
Im August war der Prozess und erst im Oktober bin ich in den eigentlichen Strafvollzug nach Bützow-Dreibergen verlegt worden. In Rostock habe ich auch die verschiedensten Leute kennen gelernt. Weil der Prozess abgeschlossen war, waren wir nicht mehr in Einzelhaft. Wir haben versucht, uns zu unterhalten oder auch sportlich zu betätigen. Ich kann mich an Fußball und Boxen und Schachspielen erinnern. Das mit dem Schach war besonders kurios. Wir hatten ja weder Schachbrett noch Papier und Bleistift. Aber ich hatte mein Kündigungsschreiben

 © FWU Institut für Film und Bild

aus Rossendorf als einziges Schriftstück bekommen. Das hatte eine leere Rückseite. Da haben wir aus Zahnpasta so eine Suspension hergestellt, damit diese Rückseite getränkt und auf der Heizung getrocknet. Mit der Zahnpastatube aus Aluminium haben wir die Felder aufgemalt. Dann wurden kleine Papierschnipsel als König, Dame, Bauer, Läufer markiert, die die Schachfiguren darstellen sollten. Damit haben wir gespielt. Aber man durfte das eigentlich nicht, wir mussten das Spiel immer gut verstecken.

Abb: Kündigungsschreiben des Instituts mit aufgemaltem Schachbrett auf der Rückseite, 1963, Bilder: privat



ZENTRALINSTITUT FÜR KERNPHYSIK
– Kaderabteilung –

Herrn
Werner Coch
z.Zt. Haftanstalt der Staatsanwaltschaft
des Bezirkes Rostock
Rostock

Rossendorf 6.8.1963
über Dresden-Bad Weißer Hirsch
Postschließfach 19

Ihre Zeichen Ihre Nachricht vom Unsere Zeichen Br/Seb.

BETREFF: Ihr Arbeitsverhältnis

Auf Grund der Tatsache, dass Sie Ihre Arbeit am 15.Februar 1963 nicht wie vorgesehen aufgenommen haben, ergaben unsere seit dieser Zeit diesbezüglichen Bemühungen jetzt, dass Sie sich seit dem 18.Februar 1963 in Haft befinden und gegen Sie ein Strafverfahren wegen Verstosses gegen die Gesetze der Deutschen Demokratischen Republik eingeleitet wurde.

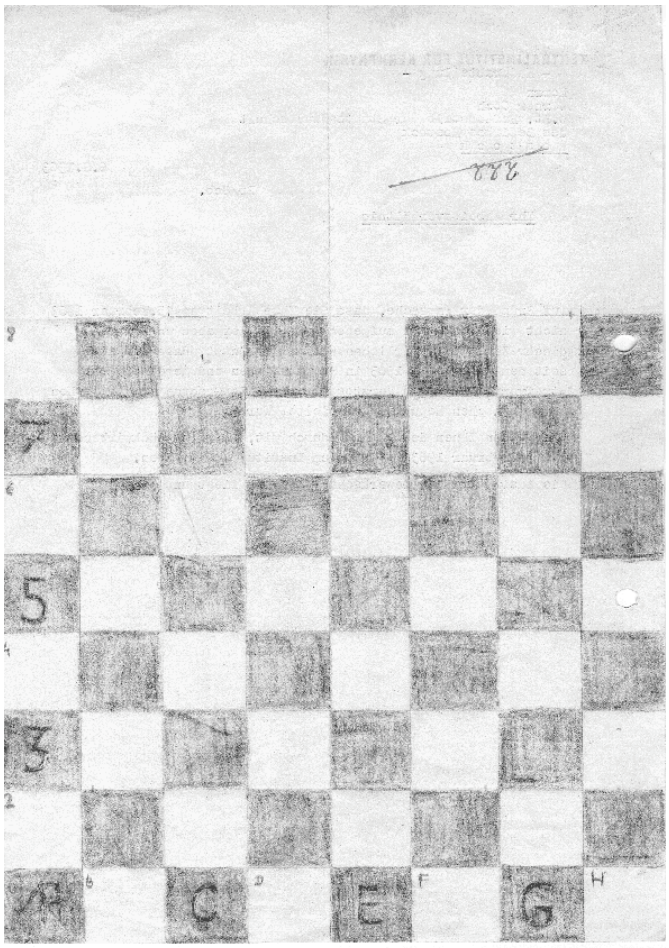
Wir teilen Ihnen deshalb hierdurch mit, dass Sie rückwirkend vom 15.Februar 1963 aus unserem Institut ausscheiden.

Die Zustimmung der Gewerkschaftsleitung liegt uns vor.

Voigt
Kaderleiter

Bankverbindung: DN Dresden, Zahlstelle 2, Konto Nr. 11 55 411 0
Telegrammanschrift: Kernphysik Rossendorf bei Dresden
Fernschreiber: ZfK Rossendorf (1916)
Fernruf Dresden 52541

© FWU Institut für Film und Bild



In Bützow-Dreibergen hat man mich in die Gefangenenkasse gesteckt. Das war eigentlich ganz interessant. Da hatte ich Karteikarten von jedem einzelnen Gefangenen und musste deren Angelegenheiten regeln. Zum Beispiel wurde der Anteil des Verdienstes verwaltet, den die Gefangenen für ihre Arbeit bekamen. Das waren 25% von dem sagen wir mal Tariflohn, das andere wurde ja abgeführt. Oder es wurden Einkaufsscheine bargeldlos ausgeschrieben. Meistens ging es um Unterhaltszahlungen und Schadenersatz oder um Pfändungs- und Überweisungsbeschlüsse. Die menschlichen Schicksale dahinter, das war das Interessante.

Direkt unter meiner Zelle in einer Kelleretage war der Richtblock aus der Nazizeit. Einmal habe ich den gesehen. Es kam manchmal vor, dass Delegationen dorthin geführt wurden. Es kam aber auch vor, dass die Wächter diese Guillotine selber mal runter gelassen haben. Und das hat man oben gehört. Also das war echt makaber. Was ich noch in unangenehmer Erinnerung habe, ist dieser medizinische Block. Einmal kam ich in so einen Lagerraum rein, da stand ein Sarg in Reserve. Das ist ja in Ordnung, es kann ja mal was passieren, dann ist also ein Sarg vorhanden. Aber da stand auch eine Urne. Ich war noch mit jemand anderem zu-

 © FWU Institut für Film und Bild

sammen. Wir haben die Urne aufgemacht, da lag ein Namensschild drin. Und dann habe ich in den Unterlagen der Kasse nachgeguckt, wo ja die Gefangenen der Vorjahre auch alle registriert waren. Und ich habe soviel herausgefunden, dass der Mann in Bützow verstorben ist und wahrscheinlich keine Angehörigen mehr hatte. Und da die Urne nicht zugestellt werden konnte, ist sie wieder zurückgekommen. Nun fängt eigentlich die Schlamperei an. Man hätte die Urne ja irgendwo beisetzen können. Aber die ist einfach dort stehen geblieben.
Aus den alten Gefangenenunterlagen konnte ich auch entnehmen, dass Bützow-Dreibergen im Jahre 1953 nach dem Volksaufstand total überbelegt war, wie vermutlich alle anderen Gefängnisse auch.

Der »Chef« von der Gefangenenkasse, also auch ein Gefangener, hatte einen Trick drauf. Er hat sich einen Wärter herangerufen und gesagt: „Ich muss in Flügel A mit dem Gefangenen sowieso sprechen, da ist eine Unklarheit in seinen Papieren." Und dann hat er mich manchmal mitgenommen und gesagt: „Komm, wir gehen über die Dörfer." Dann sind wir beide in unserer Gefangenenuniform losmarschiert, der Schließer immer vorne weg. Und der »Chef« hat den Weg gewiesen: die Tür, die Tür, die Tür. Das ging wie »Sesam öffne dich.« Da waren die Schließer sozusagen unsere Bediensteten und haben die Wege geöffnet.
Dadurch hab ich die Veränderungen in der Belegung ständig mitgekriegt und so wusste ich auch, wann mein Freund Eberhard gekommen ist und wann er wieder wegging. Deshalb haben wir so einen Gang auch zu ihm gemacht. So konnten wir uns zwischendurch sehen, was sonst nicht möglich war.

Ja, die Untersuchungshaft dauerte allein acht Monate und der Strafvollzug bei mir noch mal dreizehn. Meine Eltern haben sich um eine vorzeitige Entlassung bemüht und alles Mögliche versucht. Das fruchtete aber nicht. Ich wurde zwar mal befragt, um den so genannten Umerziehungsprozess auszuloten. Da wurden solche blöden Fragen gestellt wie zum Beispiel: „Wenn Sie die Möglichkeit hätten, in den Westen zu fahren, würden Sie das tun?" Da habe ich gesagt: „Na klar würde ich dann in den Westen fahren." Und daraus haben sie abgeleitet, der ist noch nicht umerzogen. So bin ich dann bis zum letzten Tag drin gewesen."

 © FWU Institut für Film und Bild

Entlassungsschein

Herr / Frau / Fräulein C o c h , Werner geb. am 17. Mai 1941

in Herrnhut wurde am 16. November 19 64

aus der – ~~dem~~ ~~StVA~~ Bützow-Dreibergen nach Premmnitz, Bunzenstr. 3,

Kreis Rathenow entlassen.

Gebühren zur Aufrechterhaltung der Rentenanwartschaft wurden in der Zeit vom 18.02.1963

bis 16. 11. 1964 durch die Verwaltung Strafvollzug entrichtet.

Folgende Hilfsmittel wurden ausgegeben: Polio-Schluckimpfung 1-3 am

Verpflegt bis einschließlich 16.11.64 Kohle-u. Kartoffelkarte nicht erhalten.

Eigengeld, Arbeitsbelohnung sowie Reisegeld in Höhe von 592,78 DM u~~nd Fahrkarte zum Entlassungsort~~ erhalten.

Ein Betrag von etwa – – DM wird noch bis – – überwiesen.

Er – ~~Sie~~ ist ~~nicht~~ im Besitz eines gültigen PA der DDR.

~~Der Entlassungsschein hat Gültigkeit als vorläufiger Ausweis bis~~ (5 Tage).

Bitte wenden!

DVP/SV 20 ((87/11 A) 4914 Ag 464/62

Beurteilung des beruflichen Werdeganges und der Arbeitsleistungen:
(Vermerke über erlernte Kenntnisse und Fähigkeiten während der Haftzeit)

Herr C o c h hat sich während der Strafverbüßung entsprechend der Hausordnung verhalten.
Zur Arbeit war er in der Gefangenenkasse eingesetzt. Seine Arbeitsleistungen waren gut.

Leiter der Strafvollzugsanstalt
i.V.
Hauptmann der VP

(Dienstsiegel) (Unterschrift)

Rat des Kreises Rathenow
Abtl. Inn. Angelegenheiten
Bevölkerungspolitik

Abt. Innere Angelegenheiten beim Rat des Kreises gemeldet am 17.11.64

Polizeilich gemeldet am 17.11.1964 in Rathenow

(Entlassungsschein sorgfältig aufbewahren, bei Verlust kein Ersatz)

Nachweis über die Haftentlassung, 1964, Bilder: privat

© FWU Institut für Film und Bild

DVD

Der Mauerbau im DDR-Unterricht

46 02332

Biographien von Flüchtlingen und Fluchthelfern[1]

Ulrich Pfeifer

Ulrich Pfeifer 1964, Bild: privat

1935	in Berlin geboren
1953	Abitur in Gera
1953 – 1960	Studium an der Technischen Hochschule Dresden
1960 – 1961	Arbeit als Bauingenieur in Ost-Berlin
8. September 1961	Flucht durch die Kanalisation nach West-Berlin
Oktober 1961	Verhaftung seiner Freundin wegen eines Fluchtversuchs, im Dezember Verurteilung zu sieben Jahren Zuchthaus
April – September 1962	Mitarbeit am legendären »Tunnel 29«, durch den am 14./15. September 1962 insgesamt 29 Personen nach West-Berlin flüchten
August 1962	Unterstützung einer Fluchthilfegruppe bei der Öffnung des Tunnels in der Kiefholzstraße, der Tunnel wird verraten
Oktober 1962 – Februar 1963	Bau am Tunnel von der Bernauer Straße 79 zur Brunnenstraße 45
Herbst 1970 – Februar 1971	Mitarbeit beim Bau eines Tunnels an der Kreuzung Brunnenstraße/Bernauer Straße, der Tunnel wird von MfS und Grenztruppen entdeckt
1972	Selbständiger Bauingenieur in West-Berlin

[1] Quelle: Maria Nooke: Der verratene Tunnel, Edition Temmen, Bremen 2002, S. 70-75

 © FWU Institut für Film und Bild

„Durch das, was an der Mauer in den ersten Monaten passierte, war man ganz schön emotional aufgewühlt. So wurde der Gedanke geboren, wie können wir helfen, was können wir machen." Aus einem Zeitzeugengespräch mit Ulrich Pfeifer

Die Vorgeschichte

„Eigentlich stamme ich aus Berlin, aus West-Berlin. Aber damals gab es ja diesen Begriff noch nicht. Während des Krieges mussten wir Berlin verlassen. Ich habe dann in Gera gelebt und dort Abitur gemacht. Danach bin ich zum Studium an die Technische Hochschule nach Dresden gegangen. Ab 1960 habe ich in Ost-Berlin als Bauingenieur gearbeitet. Meine Mutter und meine Schwester lebten zu der Zeit wieder in West-Berlin. Natürlich hatte ich schon die Absicht, zu flüchten. Nicht, dass ich mich in der DDR fürchterlich schlecht fühlte. Aber die Tatsache, dass man so bevormundet wurde und vor allen Dingen nicht reisen konnte, das hat mich gestört. In dem Alter ist das ja wichtig, dass man die Welt sehen will. Damals konnte man ja kaum in die Tschechoslowakei und nach Polen fahren. Das war damals noch viel schwieriger als in den späteren Jahren. Ich habe meine Flucht schon so langsam vorbereitet. Am 12. August 1961 war ich mit meiner Freundin bei meiner Mutter in Charlottenburg. In der Nacht sind wir wieder nach Ost-Berlin gefahren. Ich wohnte damals im Prenzlauer Berg. Zufälligerweise drückte ich am nächsten Morgen die Nachrichten an und bin fast aus dem Bett gefallen. Als wir nachts um halb eins über die Friedrichstraße zurückgefahren sind, war nichts zu merken. Nun hieß es, die Grenze ist abgeriegelt. Wir waren fürchterlich entsetzt, wobei wir in dem Moment erst mal gar nicht an Flucht gedacht haben. Ich dachte, das kann ja nicht sein. Jetzt muss irgendwas passieren, so was wie am 17. Juni 1953. Deshalb sind wir in die Innenstadt gegangen. Unter den Linden und am Brandenburger Tor waren wir. Aber es lief alles relativ ruhig ab. Offensichtlich hat sich das Volk das alles ganz gut gefallen lassen. Es gab zwar eine ganze Menge Proteste, aber die Situation war ja sehr martialisch. Da fuhren Panzer auf und die Kampfgruppen standen an der Grenze. Dadurch war natürlich ein großes Einschüchterungspotential da.

In den ersten Tagen konnte meine Mutter mich noch besuchen. Ich habe ihr schon mein Diplomzeugnis mitgegeben, zusammengefaltet in ihrer Tasche versteckt. Nach zehn Tagen ging das auch nicht mehr, da durften die West-Berliner nicht mehr nach Ost-Berlin fahren. Da war es für mich klar, irgendein Weg muss nun gefunden werden. Wir haben alle möglichen Sachen versucht und überlegt. Aber den Mut, so richtig über die grüne Grenze zu gehen und mich dann vielleicht erschießen zu lassen, den hatte ich nicht. Meine Freundin wollte das

 © FWU Institut für Film und Bild

auch nicht. Es gab ja schon die ersten Toten ab Ende August. Um etwas Abstand zu gewinnen von diesen Überlegungen, sind wir für ein paar Tage nach Dresden gefahren. Im Bühlauer Bad, einer bekannten Badeanstalt in Dresden, habe ich zwei ehemalige Kommilitonen getroffen. Von denen habe ich erfahren, dass es die Möglichkeit der Flucht durch die Kanalisation gab. Am selben Tag bin ich nach Berlin zurück gefahren. Durch einen Studienfreund bekam ich sofort Kontakt mit einer Gruppe, das waren vier Mädchen und ein Mann, die durch die Kanalisation gehen wollten. Die waren ganz froh, dass noch ein zweiter Mann dazu kam, um den Deckel aufzumachen. Aber sechs war eben das Maximum, weil das ja auch relativ schnell gehen musste. Da habe ich dann mit meiner Freundin gesprochen und ihr gesagt: „Also, ich gehe heute mit, du bleibst erst mal noch hier. Wenn ich drüben bin, werde ich das ganz schnell organisieren, dass du dann in der nächsten oder übernächsten Gruppe rüber kommst."

Die Flucht

„Meine Flucht lief in der Nacht vom 7. zum 8. September 1961. Wir haben uns nachts um eins in der Gleimstraße getroffen. Das liegt in der Nähe der Schönhauser Allee. Wir waren zu sechst, der siebente war der so genannte Deckelmann. Das war derjenige, der nachdem alle eingestiegen waren, den Deckel wieder zumachen musste. Er ist erst mal im Osten geblieben und dann vielleicht mit der nächsten Gruppe abgehauen. Wir haben so bis um halb zwei gewartet, bis es auf der Straße ruhig war. Solange standen wir in einem Hauseingang. Wir beiden Männer haben dann erst mal diesen Deckel mit Hilfe von Haken aufgemacht. Das ist ja oben ein schwerer gusseiserner Deckel und unten drunter ist noch ein Blechdeckel, so eine Art Laubfang. Das musste man alles rausnehmen. Dann ging es los. Der andere Mann ist als erster eingestiegen, dann nacheinander die vier Mädchen. Wir waren alle so im gleichen Alter, zwischen 20 und 25 Jahren. Ich bin als Letzter hinterher und habe dabei dem Mädchen vor mir fürchterlich auf die Finger getreten. Sie hatte die Hand noch auf der Leitersprosse und ich bin ihr so richtig draufgetreten. Sie stöhnte ein bisschen, na ja und dann sind wir durch. Ich hörte noch, wie der Deckel oben zuging. Es ging vielleicht 200 Meter die Gleimstraße entlang, am Anfang hatte der Kanal vielleicht eine Höhe von einem Meter dreißig. Man musste also gebückt gehen. Weiter Richtung Wedding wurde er dann aber immer größer. Das war so ein alter gemauerter Hauptsammler, ein Mischsystem, also Schmutzwasser und Regenwasser zusammen. Es war eigentlich sehr ekelhaft, aber das spielte in dem Moment keine Rolle. In der Ferne sahen wir schon das Aufblitzen einer Taschenlampe. Wir wussten ja, dass Studenten auf der Westseite in der Kanalisation sind und uns erwarten. Ein Problem gab es noch, das war uns erst gar nicht so klar. An der Grenze war schon ein Gitter in der Kanalisation ein-

 © FWU Institut für Film und Bild

gebaut, seit der Zeit nach dem 17. Juni 1953, soweit ich weiß. Es hatte aber unten Bodenfreiheit. Wenn man nicht allzu dick war, konnte man unten drunter durchrutschen. Man musste also wirklich auf Deutsch gesagt in die Scheiße tauchen. Die Kanalisation machte dann so einen Knick im Westen und war vom Osten nicht mehr einsehbar. Dort wurden wir von den Studenten empfangen. Über dem Gullydeckel stand ein VW–Bus. Wir sind rein in den Bus, Deckel zu und weggefahren. Das war also meine Flucht.
Ich bin dann in der Nacht zu meiner Schwester gegangen und am Morgen kam meine Mutter. Da war natürlich die Freude groß. Das Problem war natürlich jetzt die Freundin, die im Osten saß. Und da begannen dann die Schwierigkeiten. Ich habe sofort Kontakt aufgenommen mit den Studenten, die das organisierten und musste feststellen, dass schon Hunderte auf eine Fluchtmöglichkeit warteten. Man musste sich sozusagen in die Warteliste einreihen, bis man dran war. Jeder, der rüber kam, hatte eben wieder einen oder mehrere Freunde, die auch weg wollten. Bis meine Freundin dran war, hat es vier bis fünf Wochen gedauert. Inzwischen war diese Fluchtmöglichkeit auch den Vopos und der Stasi bekannt geworden und es wurde viel strenger kontrolliert. Von der Gruppe, mit der meine Freundin flüchten wollte, sind zwei in der Kanalisation geschnappt worden. Die anderen vier waren noch nicht eingestiegen und konnten in dieser Nacht noch verschwinden. Das war irgendwann Anfang, Mitte Oktober. Meine Freundin wurde an dem Abend noch nicht geschnappt, aber wenig später wurde sie wie alle anderen verhaftet. Im Dezember 1961 gab es einen großen Prozess in Halle mit sehr hohen Haftstrafen: zweimal acht Jahre, einmal sieben, zweimal sechs und einmal fünf Jahre. Das muss man sich mal vorstellen. Es waren alles Leute von Anfang zwanzig, gerade mit dem Studium fertig. Meine Freundin bekam sieben Jahre. Das hat mich natürlich in eine emotionale Hasssituation gebracht. Ich hatte ja kein besonders gutes Verhältnis zu diesem Staat, aber durch diese Terrorurteile wurde es viel schlimmer. Durch das, was an der Mauer in den ersten Monaten passierte, war man ganz schön emotional aufgewühlt. Wir hatten ja alle Freunde in der DDR, von denen wir genau wussten, die wollen weg. So wurde der Gedanke geboren, wie können wir helfen, was können wir machen. Das war sozusagen zwingend notwendig. Und eine dieser Möglichkeiten, die dann in den Gesprächen auftauchte, war eben einen Tunnel zu bauen.“

Fluchthilfe

„Mitte Oktober, ich war vielleicht vier oder fünf Wochen in West-Berlin, da klingelt es sonntags früh an der Tür und Hasso Herschel steht davor. Er war in der Nacht mit einem Schweizer Pass über den Checkpoint Charlie abgehauen. Da war natürlich die Freude groß, denn wir

 © FWU Institut für Film und Bild

waren seit seiner Entlassung aus dem Zuchthaus eng befreundet. Von dem Zeitpunkt an sind wir viel zusammen gewesen und haben gemeinsam überlegt, was wir machen können. So wurde die Tunnelidee geboren. Wir lernten dann die beiden Italiener kennen und ein paar andere Leute. Die Italiener hatten eine sehr gute Stelle in der Bernauer Straße, da wurde, dieser etwa 140 Meter lange Tunnel bis zum 14. September 1962 gebaut. Das war eine harte Arbeit. Ich war eigentlich der einzige damals, der schon im Berufsleben stand. Ich war ja schon Bauingenieur und habe bei einer kleinen Berliner Baufirma gearbeitet. In der Regel habe ich an den Wochenenden mit gegraben. Manchmal habe ich nur zwei, drei Stunden im Keller geschlafen und bin dann früh arbeiten gegangen. Da ich ja ein bisschen Ahnung von Vermessungskunde hatte, habe ich in der Regel die Vermessung zusammen mit Achim Neumann gemacht. Es war ein unglaubliches Glücksgefühl, als das dann mit der Flucht am 14. September geklappt hat und man die Freunde begrüßen konnte. Unter den Flüchtlingen war die Schwester von Hasso. Sie war mit einem meiner besten Freunde verheiratet, mit dem ich zusammen studiert hatte.“

Der Tunnel zur Brunnenstraße 45

„Der Eindruck vom Erfolg des ersten Tunnels saß natürlich sehr tief, zumal er zu dem Zeitpunkt, als er in Betrieb war, nicht von der Stasi entdeckt worden ist. Erst Ende September haben sie was gemerkt. Aber dieser Tunnel ist weder verraten worden, noch die Arbeit selbst oder der Durchbruch wurden bemerkt. Es lief also hervorragend - bis auf diesen unangenehmen Wassereinbruch, der ja dann auch zum Ende geführt hat. Durch diese Erfahrung war die Hoffnung geweckt, mit einem zweiten Tunnel, der in einem gewissen zeitlichen Abstand gebaut wird und woanders hinführt, den man noch viel perfekter macht, nun mit Sicherheit einen vollen Erfolg zu starten. Deswegen ist dann ein paar Wochen später ein neuer Tunnel begonnen worden. Er ist vom gleichen Ausgangspunkt ausgegangen, aber drei bis vier Meter tiefer angesetzt worden. Dieser Tunnel führte nicht zur Schönholzer Straße, sondern von der Bernauer Straße nach rechts zur Brunnenstraße. Ich glaube, das Ziel war die Hausnummer 45.Wenn man vom Westen guckte, lag das Haus auf der linken Seite der Brunnenstraße außerhalb des Sperrgebietes. Die Brunnenstraße hatte ja den Vorteil, dass man sie vom Westen gut einsehen konnte. Das Ziel musste in einer Entfernung unter zweihundert Metern liegen, denn der Tunnel konnte ja nicht wer weiß wie lang sein.

Soweit ich weiß, ist ein guter Freund von mir rüber gegangen und hat sich die Örtlichkeit so ein bisschen angesehen und uns dann darüber informiert. Er war Westdeutscher, kam aus Hamburg und konnte deshalb nach Ost-Berlin fahren. Das war ein Mann mit Nerven wie ein

 © FWU Institut für Film und Bild

Strick. Äußerlich machte er gar nicht so den Eindruck, aber der hat das ganz clever durchgezogen, rüberzufahren und in den Keller zu gehen. Das war ja nicht so ohne, denn das Haus lag immerhin sehr nahe am Grenzbereich. Da konnte alles Mögliche passieren. Er ist in der letzten Phase auch als Kurier eingesetzt worden.

Wir waren uns natürlich darüber im Klaren, dass wir beim ersten Tunnel auch Glück gehabt haben, dass es keine undichte Stelle gab, wo jemand was verraten hat. Außerdem war es doch ein ganz schönes Begängnis in dieser Fabrik im Westen. Wir sind ja alle, nachdem wir gearbeitet hatten, wieder nach Hause gegangen. Und es wurden Materialien hin transportiert oder Verpflegung. Nun haben wir uns überlegt, wie kann man das unauffälliger machen. Deshalb wurde beschlossen, dass diejenigen, die im Tunnel arbeiten sollten, gewissermaßen im Keller kaserniert wurden. Nur die zwei, die eben die Versorgung übernahmen, gingen rein und raus. Es kann sein, dass jemand vielleicht einmal den Keller verlassen hat, weil er Zahnschmerzen hatte oder ähnliches. Ansonsten haben die Leute aber die ganzen Wochen, während gebuddelt wurde, in diesem Keller gelebt. Soweit ich mich erinnere, habe ich überhaupt nicht mehr mitgegraben, sondern nur die Vermessungen gemacht - wieder mit Achim Neumann zusammen.

Wenn man da nicht immer mitgearbeitet hat, war es wirklich ein bisschen beängstigend. Man muss sich das mal vorstellen: Da ist ein Keller, der hat eine Höhe von zwei Meter zwanzig bis zur Decke. Und von der Kellersohle aus geht ein Loch runter, das sechs, sieben Meter tief ist. Da guckt man wie in einen tiefen Brunnenschacht. Auf einem Brett muss man sich mit dem Flaschenzug runterlassen. Unten geht es horizontal weg. Im Tunnel drin hört man die Straßenbahn und am Ende sogar die U-Bahn rattern. Da ich nun auch nicht mehr soviel mitgearbeitet habe, hatte ich schon ein beklemmendes Gefühl, wenn ich da war. Dieses Loch von sieben Meter Tiefe war richtig erschreckend. Das ist ja wie auf einer Baustelle, da gibt es öfter mal Verletzte bei Unachtsamkeiten. Aber bei uns ist nie etwas passiert, das ist schon verwunderlich.

Ich war also dafür zuständig, dass der Tunnel in die richtige Richtung ging. Wir mussten einen bestimmten Punkt im Osten ansteuern. Aber die Vorstellung, dass man so einen Tunnel ganz gerade in einer bestimmten Winkelrichtung graben kann, stellte sich schon beim ersten Tunnel als Trugschluss heraus. Es lag an dem Boden, der sehr unterschiedlich hart war. Ab und zu gab es auch weichere Schichten. Dadurch war der Tunnel mehr oder weniger eine Schlangenlinie. Um trotzdem den Endpunkt zu erreichen, musste man richtig mit einem Theodoliten vermessen. Man musste also Winkelzüge anlegen, und dann auf einer Karte genau diese Winkelzüge abtragen, damit man immer ungefähr wusste, wo man ist. Von dem jeweiligen Endpunkt des Tunnels, ob nun bei siebzig, achtzig oder hundert Metern wurde immer

 © FWU Institut für Film und Bild

wieder die letzte Winkelgerade zum Endpunkt gemessen. Man musste das so einmessen, dass man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit genau unter der Mitte des Hauses rauskam, zu dem man wollte. Die Hoffnung war immer, dass man genau vermessen hatte. Man wusste nicht, hat es nun wirklich so geklappt? Wir hatten zwei Karten im Maßstab 1:1000, die genau auf Nord–Süd ausgerichtet sind. Durch den kleinen Erdgeschoßraum haben wir auch einmal einen Punkt draußen im Freien angepeilt und unseren Winkelzug daran angeschlossen. Aber es war natürlich nicht so genau. Erst mal war es schwierig mit dem Theodoliten in diesem vielleicht nur achtzig Zentimeter hohen Tunnel zu vermessen. Wir hatten ein ganz kleines Stativ und konnten das also relativ schwer auf die genaue horizontale Stellung einnivellieren. Endgültige Klarheit konnte es erst beim Durchbruch geben.

Schon vor dem Durchbruch haben wir die Brunnenstraße auf der Ostseite genau beobachtet. Wir hatten einen Beobachtungsposten in der Brunnenstraße, Ecke Bernauer Straße. Wenn man von der Brunnenstraße in Richtung Grenze guckte stand auf der rechten Seite ein Eckhaus, das damals schon weitgehend entmietet war. Auf dem Dach war so ein turmähnliches Gebilde, da saß lange vor dem geplanten Ausstieg, der ja dann leider nicht geklappt hat, jemand von uns. Von dort aus konnte man dieses Haus Brunnenstraße 45 sehr gut beobachten. Meine Frau oder Oskar haben öfter da oben gesessen. Am Ende gab es dann noch eine Telefonverbindung vom Ausguck zum Tunnel mit einem Feldtelefon.

Zweimal haben wir versucht, den Tunnel aufzumachen. Der erste Versuch scheiterte, weil die Vermessung diesmal doch nicht so gut geklappt hat. Irgendwie sind wir auf dem Hof rausgekommen. Dann wurde noch mal ein Stück gegraben, so dass man dann mit Sicherheit unterm Haus war. Das war nach meiner Erinnerung ungefähr zwei, drei Tage später, also nicht am vereinbarten Termin, was natürlich große Komplikationen wegen der Benachrichtigung der Flüchtlinge mit sich brachte. Die Leute mussten ja wieder informiert werden oder eine Absage bekommen. Ich hatte das Losschicken der Kuriere in der Hand. Wir haben Listen geführt, wer benachrichtigt werden muss und wie das aufgeteilt wird. Es wurde genau überlegt, welcher Kurier wo hingeht. Immerhin war es eine beachtliche Zahl von Flüchtlingen, die wir holen wollten. Das lag bei ungefähr fünfzig, sechzig Personen.

Wir waren ja eigentlich sehr hoffnungsvoll, weil das so perfekt gemacht war, eigentlich viel konspirativer als beim ersten Mal. Aber diese große Zahl war natürlich auch eine Gefahr. Bei fünfzig Leuten kann eben auch einer dabei sein, der vielleicht Spitzel ist und keiner weiß es.

Zur Absicherung sollte wie beim ersten Tunnel an diesem Ausguck an der Ecke Brunnenstraße irgendein Tuch rausgehängt werden. Das rote Tuch bedeutete absoluter Abbruch der Aktion. Das hing dann auch. Ich erinnere mich noch an Gespräche, dass sich Leute in der Bernau-

 © FWU Institut für Film und Bild

er Straße im Westen aufgeregt haben, dass da eine rote Fahne hängt. Die haben das natürlich nicht als Warnsignal verstanden, sondern als irgendeine Demonstration.

Nach diesem sozusagen misslungenen Tunnel war dann für mich eigentlich Ruhe, was die Tunnelbauerei anbetraf. 1971 habe ich noch mal mitgemacht. Ich wusste von Hasso, dass da immer noch recht erfolgreich Fluchthilfeunternehmungen liefen. Hasso ist wohl auf die Idee gekommen, dass es eigentlich nach so langer Zeit wahrscheinlich gar nicht mehr erwartet wird, dass noch mal ein Tunnel gebaut wird. Von diesem Eckhaus in der Brunnenstraße, wo damals dieser Beobachtungspunkt auf dem Dach war, wurde gegraben. Der Tunnel war auch fast fertig, wir waren bis auf zehn Meter an den Endpunkt heran, bis man eben durch irgendeine Ultraschalluntersuchung im Grenzstreifen den Tunnel gefunden hat. Dann sind Bagger aufgefahren und man hat ein Riesenloch ausgehoben, bis die immerhin bei acht Metern Tiefe liegende Röhre gefunden war. Da war an der Ecke auf West-Berliner Seite so ein Podest, wo man raufgehen und über die Mauer rübergucken konnte. Von dort haben wir dann dem Bagger zugeguckt. Da hatten wir die Sache aber schon abgeblasen. Auf diesem Holzpodest stehend hat man uns vom Osten auch fotografiert."

Ulrich Pfeifer auf dem Aussichtsturm in der Bernauer Straße,
Foto des MfS, 1970, MfS BV Ddn AOP 724/79 Bild 508

 © FWU Institut für Film und Bild

Name: _____ Klasse: _____

Wie ist die Fluchtbewegung in die Zeit des Mauerbaus einzuordnen?

1. Stellen Sie die Zusammenhänge der Fluchtbewegung mit dem Mauerbau dar.

2. Welchen Umfang hatte die Fluchtbewegung? Gab es besondere Anstiege der Fluchtzahlen, wenn ja - wann?

3. Stellen Sie die Lebensbedingungen in der DDR und der BRD dar und erarbeiten Sie mögliche Fluchtgründe.

Nehmen Sie dabei die Interviews mit Carola Sallmon und mit Carsten Querner sowie die Fluchtgeschichten im Ordner Arbeitsmaterial- Zusatzmaterial mit den jeweiligen Transkriptionen auf der DVD zu Hilfe.

© FWU Institut für Film und Bild